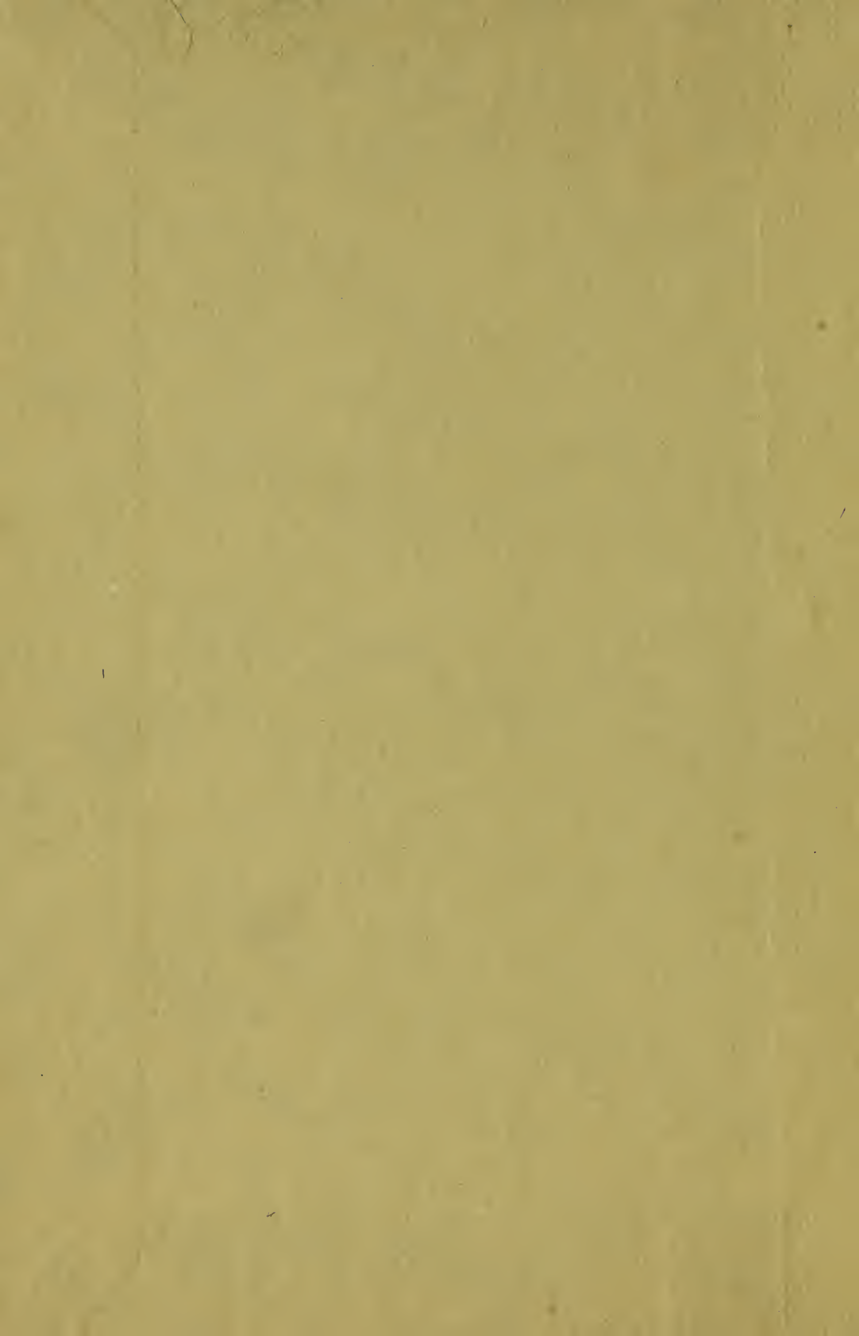
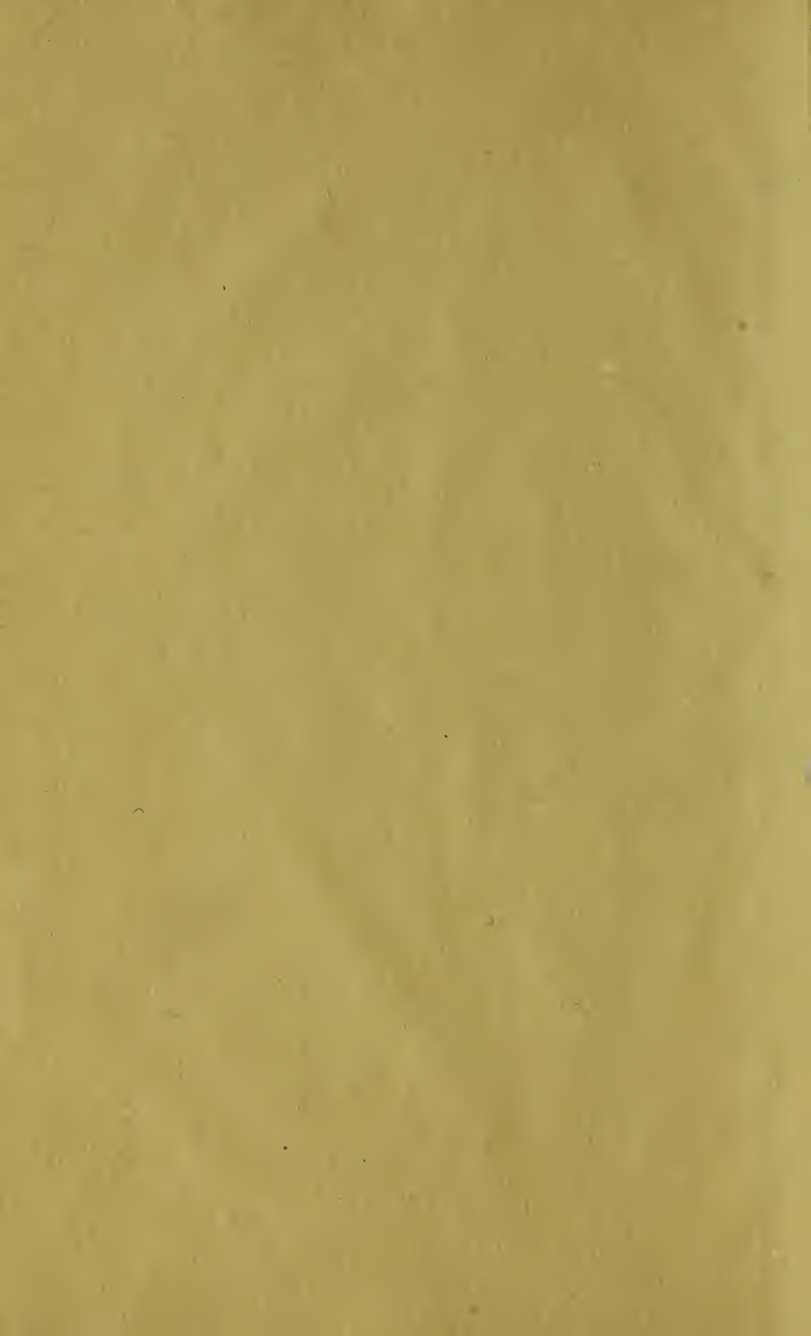








צדיק באמונתו יחיה

Glauben in Israel,

erläutert

durch das von Gliedern des Hauses Israel abgelegte Zeugniß

für

die Kraft des Evangeliums

von

Prediger W. Ayerst, A. M.

Nach dem Englischen herausgegeben

von

H. P.

„Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.“ (1 B. Mos. 15, 6.)

Frankfurt am Main, 1852.

Inhalt.

Glauben in Israel.

„Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit"; und Einige fanden sich in jedem Jahrhundert, welche dem von ihm gegebenen Beispiele des Glaubens und der Geduld folgten. Von Vielen der Nachkommen Abrahams müssen wir in der That gestehen, daß sie — indem sie die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt, nicht erkennen, und ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten trachten — der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht unterthan sind. Sie nehmen die Verheißungen Gottes nicht an, und glauben nicht an den Heiland der Welt, eben weil sie auf sich selbst und ihre eigene Gerechtigkeit bauen. Durch des Gesetzes Werke suchen sie gerecht zu werden, und stützen sich auf ihre eigenen guten Werke, auf das Verdienst ihrer Gebete, ihrer Fasten, ihres Almosengebens, des Gesetzstudiums. Dieses bildet die Grundlage ihrer Hoffnung. Wenn aber auch nun Vielen die große Wahrheit: „der Gerechte wird seines Glaubens leben", fremd ist, so finden wir doch auch Viele aus dem Hause Israel, welche ihrem Vater Abraham auf seinem Glaubenswege nachfolgen. Und während eine große Anzahl aus nichtjüdischen Völkern dem Evangelio unterthan geworden, fehlt es auch in Israel nicht an solchen, von denen sich sagen läßt, daß sie Jesum Christum, den Herrn angezogen haben, vor dem weder Beschneidung noch Vorhaut etwas gilt, sondern eine neue Kreatur.

Wir beabsichtigen die Geschichte Einiger hier mitzutheilen, welche — nachdem sie von früher Jugend an das Evangelium Jesu Christi zu verwerfen gelehrt worden waren — sich später gedrungen fühlten, die Wahrheit, die sie einst verachtet hatten, zu erfassen, und durch ein heiliges Leben und einen seligen Tod bewahrheitet haben, daß das Evangelium Jesu Christi eine Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen. *)

Zunächst weisen wir auf den Geistlichen M. S. Alexander hin, welcher, gleich Vielen seiner Nation, eine mit den Traditionen der Alten übereinstimmende Erziehung genoß, und daher ganz unbekannt mit den Lehren und Vorschriften des Christenthums blieb.

„Er wurde im Jahre 1799 in einer kleinen Stadt im preußischen Polen geboren, und von seiner frühesten Jugend an in den strengsten Grundsätzen des

*) Die Juden damaliger Zeit kannten nur einen Unterschied zwischen Juden und Griechen, und begriffen unter Griechen alle nicht-jüdischen Völker (Heiden).
Anm. d. Herausg.

talmudischen Judenthums erzogen. In seinem sechszehnten Jahre wurde er jüdischer Lehrer unter seinen Brüdern in Deutschland, in welcher Stellung er so lange blieb, bis sich ihm eine annehmbare ähnlicher Art in England darbot, die er auch anzunehmen sich entschloß, unbekannt mit den Gedanken des Friedens, die Gott in Bezug auf ihn hatte. Ohne Kenntniß der Sprache, unbekannt mit den Schriften und der Religion der Engländer, kam er, 21 Jahre alt, in ihr Land. Von dem Christenthume hatte er keinen andern Begriff als den, welchen er aus den verläumderischen Traditionen des Talmud geschöpft hatte, und der ihm gelegentlich in seiner Geburtsstadt durch den Anblick einer vorüberziehenden römischen Procession zu Ehren irgend eines Heiligen erläutert wurde. Demgemäß sah er das Christenthum als einen Götzendienst an, der von einem jeden gläubigen Israeliten zu verabscheuen sei. Was aber die christlichen Schriften des Neuen Testamentes betrifft, so war ihm das Vorhandensein derselben nicht einmal bekannt.

Er trat bald eine Stelle als Hofmeister bei den Kindern einer angesehenen israelitischen Familie in einer Landstadt an, und in dieser Stellung war es nun, daß das Christenthum zuerst vor seine Seele hintrat, und daß seine Vorurtheile zuerst auf eine sehr merkwürdige Weise erschüttert wurden. Auf einem Spaziergange mit seinem Freunde zog ein großer Ankündigungszettel, welcher die Jahresversammlung des Orts-Hülfsvereins der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden anzeigte, seine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Neugierde wurde rege, und auf seine begierigen Fragen erhielt er die Antwort, daß diese Gesellschaft hoffe, vermittelst des Neuen Testamentes die Juden zu bekehren. Und als er nun weiter erfahren wollte, was das Neue Testament denn eigentlich sei, war die Antwort: es wäre ein abgeschmacktes Buch, daß er wohl daran thun würde es zu lesen, und daß jeder Jude es lesen sollte, um sich in seiner eigenen Religion und in seiner Abneigung gegen das Christenthum zu befestigen.

Nun las Herr A. das Neue Testament, und während er die ersten Seiten dieses heiligen Buches näher betrachtete, fühlte er sein Gemüth schon tief ergriffen, und es wurde in ihm das Verlangen rege, weiter dieser Sache nachzuforschen. Vier Jahre lang forschte er unter heftigen geistigen Kämpfen, ehe er das selige Ziel erreichte. Unzufrieden, in seinem Gemüthe beunruhigt, gegen seine Ueberzeugungen ankämpfend auf der einen Seite, auf der andern aber die Aussicht auf den Schimpf der Welt und die Zugrunderichtung seiner weltlichen Stellung, ließ er sich, nachdem er noch zwei Gemeinden vorgestanden, als Rabbi in Plymouth nieder. Sodann verheirathete er sich. Nach seiner Meinung war er nun fest entschlossen, jeden Gedanken an Christum und seine Religion aufzugeben. Gottes Gnade ließ ihn aber nicht lange in seinem gefaßten Entschlusse beharren. Christliche Herzen flehten für ihn zu Gott, und christliche Liebe, mit christlicher Nachsicht und Besonnenheit verbunden, erwarb sich unvermerkt einen Eingang in sein ehrliches und mit allem Ernst forschendes Gemüth. Der innere Kampf aber war fast herzzerreißend. Er scheute sich — so habe ich ihn in Bezug auf diese Periode sagen hören — sich auch nur der Kirche zu nähern, und doch pflegte er an den Sonntag-Abenden sich im Stillen zu ihren Mauern hinzuschleichen, und, wie an die Stelle gekettet, auf die lauten Orgeltöne, welche die christlichen Lobgesänge begleiteten, zu horchen. Endlich, nachdem er eine geraume Zeit hindurch, besonders einem seiner Freunde aus dem Hause Israel, das was in seinem Innern vorging, mitgetheilt hatte, schien es ihm nöthig, die Gemeinde, welcher er vorstand, förmlich von seinen Ansichten in Kenntniß zu setzen.

Durch theurer Freunde Bitten bestürmt, von Anfechtungen gequält, durch die trübe Aussicht, welche er vor sich zu erblicken wähnte, erschreckt, zitterte er bei dem Gedanken an den Schritt, welchen er zu thun im Begriffe stand, und wiederum zögerte er eine kurze Zeit, nachsinnend, ob er weiter vorwärts schreiten solle. Der Herr aber erbarmte sich seiner, stärkte seinen Glauben und gab ihm Kraft, sich endlich völlig für Christum zu entscheiden.

Am Mittwoch den 22. Juni 1825 wurde er in der St. Andreas-Kirche zu Plymouth durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen. Seiner innegehabten Stellung in einer Juden-Gemeinde, und dem guten Rufe, in welchem er gestanden, ist es zuzuschreiben, daß dieses Ereigniß im ganzen Lande bedeutende Theilnahme erregte. Die Freunde der Judensache wurden sehr ermuthigt; unter den Juden selbst wurde ein größerer Forschungsgeist rege; die Widersacher dieses gesegneten Werkes aber legten, wie zu erwarten stand, auf verschiedene Weise ihre gehässigen Gesinnungen an den Tag." *)

Die nachfolgende Mittheilung über einen Besuch, welchen er einige Jahre später in seinem Geburtsorte Schönlanke abstattete, kann einigermaßen zeigen, welche schwere Prüfungen Herr Alexander in Folge des Mißverständnisses, das in den meisten seiner nächsten Verwandten obwaltete, zu bestehen hatte. Die Mittheilung wird von Einem gemacht, welcher sein Begleiter auf dieser Reise, und Augenzeuge dessen, was er berichtet, war.

„Es war im Herbste zur Zeit, da die Juden das Laubhüttenfest feiern, als wir unseres Weges daher zogen und uns mit vielen Juden unterhielten, welche in den verschiedenen Ortschaften, die wir durchwanderten, wohnten.

Noch ehe wir S. erreicht hatten, waren die Festtage beendigt, so daß wir zu einer sehr gelegenen Zeit für die beabsichtigte Zusammenkunft mit Alexanders Verwandten ankamen. An dem Tage, an welchem wir in S. ankamen, hatten wir eine bedeutende Strecke zurückgelegt, so daß wir in Gesellschaft von zwei lieben christlichen Freunden, die veranlaßt waren einen benachbarten Ort zu besuchen, und uns voll Freundlichkeit mitnahmen, uns nur langsam fortbewegten. Da sie in ihrem eigenen Fuhrwerk und mit denselben Pferden reisten, und die Reise sehr lang war, mußten wir oft anhalten und ausruhen, was uns denn manche günstige Gelegenheit darbot, die Juden zu besuchen.

Die Schatten eines schönen Herbstabends hatten eben alles umher in Dunkel zu hüllen begonnen, was ganz mit den hehren Gefühlen harmonirte, welche unsere Herzen bei unserer Annäherung an das stille Städtchen S. erfüllten. Wir waren in ernstem Gebete um einen Segen für unser Vorhaben begriffen.

Wenn ich darüber nachdachte, welche lange Zeit verstrichen war, seitdem Herr A. den Ort verlassen hatte, um in ein fernes und fremdes Land zu gehen, und über die bedeutende Veränderung, welche in seinen religiösen Ansichten stattgefunden hatte, und über unsere große Ungewißheit in Bezug auf den Empfang, der ihm zu Theil werden würde: so überwältigten mich die stärksten Gemüthsbewegungen. Ich hatte Herrn A. schon in Lagen schmerzlicher Prüfung gesehen, indem er seinen Herrn und Meister bekannte, und ich konnte nicht daran zweifeln, Gott werde mit ihm sein. Indessen war es keine geringfügige Angelegenheit, welche wir vor uns hatten, und das Bewußtsein, daß er sich, was auch immerhin der Erfolg sein würde, in rechtem Ernste auf das Ereigniß vorbereitete, machte mich innigst dankbar. Er warf seine Sorgen auf den Herrn, denn er wußte, Gott werde für ihn sorgen.

Da wir unter solchen eigenthümlichen und schmerzlichen Umständen keine Aufmerksamkeit zu erregen wünschten, gingen wir nicht in den Gasthof, welchen unsere Freunde mit dem Wagen, in welchem wir gekommen waren, bezogen, sondern stiegen am Eingange der Stadt ab und wanderten unbemerkt durch die Straßen.

Wir gingen an dem Hause, in welchem Herr A. geboren worden war, vorüber, und welches seine Schwester und einige seiner Verwandten noch jetzt bewohnten. Es war bereits dunkel geworden und Niemand bemerkte ihn, obgleich es für ihn hell genug war, jeden Fleck deutlich wieder zu erkennen. Nahe bei dem Hause, welches die Familie bewohnte, hielten wir einen Augenblick inne.

*) Zwei Reden bei dem Tode des Bischofs Alexander gehalten v. Rev. J. B. Cartwright.

Welche Veränderung, seitdem er die Heimath seiner Jugend verlassen hatte! Welche Gefühle drängten sich seiner Seele auf, wenn er an die Begebenheiten, welche er erlebt hatte, dachte! Der jüdische Lehrer, ein Mann noch in seinen besten Jahren, ging an uns vorüber. Er hatte Herrn A. den ersten Unterricht in der hebräischen Sprache ertheilt, aber das Dunkel der Nacht verhinderte ihn, seinen frühern Zögling wieder zu erkennen. Es war jedoch nothwendig, Vorkehrung für unsere Unterkunft zu treffen, und wir bedurften einiger Erfrischung. Die Inhaber der meisten Gasthöfe des Ortes, wie auch der Besitzer des Gasthofes, welchen unsere Freunde bezogen hatten, waren Juden. Dies findet sich oft in Polen und in West-Preußen, und ist ein Vortheil für den christlichen Missionar, welcher, um das Evangelium zu verkündigen, in eine Stadt einkehrt, da diese Gasthöfe oft von Juden besucht werden, und er daher sofort mit vielen in Berührung kommt, mit denen er zu sprechen wünscht. Man trifft sie gewöhnlich in dem Reisezimmer, woselbst sie sich oft aus eigenem Antriebe nach dem Fremden, der ihre Stadt besucht hat, erkundigen. Diese unschuldige Neugierde führt oft eine Unterhaltung herbei und bietet eine günstige Gelegenheit dar, den Verkehr mit einem freimüthigen, geselligen, verständigen Volke, wie die Juden, zu unterhalten. Bei dieser besonderen Veranlassung jedoch war das, was unter gewöhnlichen Umständen ein Vortheil gewesen sein würde, offenbar gerade das Gegentheil. Wir begaben uns daher nach dem einzigen christlichen Gasthof des Orts.

Aber was soll nun jetzt geschehen? sagte Herr A. Die Zeit ist kostbar. Welchen Schritt soll ich, um mir eine Zusammenkunft mit meinen Schwestern zu verschaffen, thun? Weil es von der größten Wichtigkeit war, soviel als möglich Aufsehen zu vermeiden, um nicht durch die Bigotterie irgend eines seiner Verwandten, der in dem Wege der Andern stehen möchte, jeden Verkehr abzuschneiden, beriethen wir den Gegenstand mit allem Ernste. Er hatte nichts von seinen Schwestern und seinem Schwager, welche in S. wohnten, gesehen noch gehört, seitdem er zum Christenthum übergetreten war. Nur einmal nannten sie seinen Namen mit dem Ausdrucke des Hasses, und legten ihre Entrüstung über seine Aenderung an den Tag.

Der Plan, welchen Herr A. zu verfolgen beschloß, war folgendermaßen. Er hatte drei Schwestern, welche in dieser Stadt wohnten. Eine derselben war Wittwe und war ihm in seiner Kindheit und als Jüngling stets auf die zärtlichste Weise zugethan. Es war natürlich zu erwarten, daß sie, anfänglich wenigstens, eher als die andern zwei, welchen die Gesinnungen ihrer Männer Schwierigkeiten in den Weg legen könnten, im Stande sein würde, sich freimüthig mit ihm zu unterhalten.

Der verwittweten Schwester wurde nun die Nachricht zugesandt, es sei ein Herr aus England angekommen, welcher sie zu sprechen wünsche. Sie kam auf unsre Botschaft hin sehr bald ins Gasthaus. Herr A. hatte, noch ehe sie kam, das Zimmer verlassen, und überließ es mir, die Unterredung mit ihr zu eröffnen. Ich fing nun an ihr zu erzählen, daß ich kürzlich aus England angekommen sei, ihren Bruder kenne, und es daher mein Wunsch gewesen wäre, sie zu sprechen. Sobald ich ihres Bruders Namen nannte, konnte man augenscheinlich sehen, daß sie ihre Liebe zu ihm nicht verloren hatte. Ich fragte: „Wünschen Sie etwas von ihm zu hören? Wünschen Sie ihn zu sehen?" „Wenn es möglich ist", sagte sie, und zwar mit einer solchen Rührung, daß man daraus entnehmen konnte, wie ein Segen den Besuch nach S. begleitete. Augenblicklich erschien Herr A. im Zimmer, und Bruder und Schwester bewillkommneten einander mit der größten Herzlichkeit und Liebe. Nachdem sie sich eine Zeitlang unterhalten hatten, und beide gerne diese Unterhaltung noch viel länger fortgesetzt hätten, entstand doch natürlich die Frage, was geschehen könne, um die Andern zu sprechen, und man kam dahin überein, zunächst den Mann der jüngeren Schwester

herbitten zu lassen, weil er weniger für bigott galt, als der ältere Schwager. Er kam und benahm sich sehr freundlich, sagte aber: „Nun Alexander, deine Schwestern und wir Alle werden uns freuen, dich zu sehen. Komme in mein Haus. Wir wollen Alle zusammenkommen, und werden dich unter uns willkommen heißen. Merke aber wohl, hier bleiben darfst du nicht. Die Aufregung wird zu groß sein, die Partheiwuth ist zu heftig; setze uns derselben nicht aus. Wir können für den Augenblick Alle ruhig zusammenkommen. Es ist Nacht. Niemand wird wissen, daß du hier gewesen bist. Reise morgen früh gegen fünf Uhr wieder ab, bevor Jemand aufsteht, und Alles wird gut von Statten gehen. Ich wiederhole es, uns Allen wird es eine große Freude sein, dich zu sehen, aber du darfst nicht hier bleiben."

Dies war schmerzlich, aber man konnte die wahre Herzensfreundlichkeit, mit welcher er es aussprach, nicht verkennen.

Demgemäß kamen die drei Schwestern, die beiden Schwäger und einige der jüngeren Verwandten mit ihrem christlichen Bruder zusammen. Mir ward die Freude, auch anwesend zu sein, und nie werde ich die Einfalt und fromme Aufrichtigkeit vergessen, mit der unser entschlafener Freund von seinen christlichen Grundsätzen sprach. Es wurde Manches über Familienverhältnisse, wie auch über A—'s Uebertritt zur christlichen Kirche gesprochen. Der jüngere Schwager hatte bereits mit einem christlichen Missionar gesprochen und hatte auch einige unklare Begriffe vom Neuen Testamente; der größte Theil seines Inhalts jedoch war Allen völlig fremd, wie er es so Vielen der jüdischen Nation noch ist. Der ältere Schwager war fast der Einzige, welcher Einwürfe machte, und seinen Beweis führte er durch ein paar Fragen aus, die er verschiedene Male Herrn A. sehr ernst vorlegte: „War nicht dein Vater ein verständiger und frommer Mann? Hatte er nicht ein competentes Urtheil in Angelegenheiten der Religion? Ist es daher recht von dir, dich für weiser zu halten, als er war? Ich sehe es nicht gerne", fügte er hinzu, „wenn junge Leute es besser zu wissen, als ihre Eltern, sich einbilden." Einige der Anderen seufzten dann und wann, als Herr A. verschiedene auf sein früheres Leben sich beziehende Umstände erzählte, und sagten: „Ach, es kann jetzt nicht mehr geholfen werden;" aber im Ganzen muß man sagen, während sie die zärtlichste Liebe zeigten, hörten sie zugleich mit aufrichtigem Herzen auf das, was sie nicht völlig fassen konnten. Die Vernunftmäßigkeit und Nothwendigkeit des Christenthums war ein Gegenstand, worüber sie noch wenig nachgedacht hatten, und weit mehr Zeit, als diese schmerzlich-interessante Zusammenkunft gewährte, wäre erforderlich gewesen, diesen Gegenstand gehörig erörtern zu können.

Nachdem ein großer Theil der Nacht auf diese Weise verstrichen war, trennten wir uns und begaben uns zur Ruhe. Doch ehe wir das Haus des jüngern Schwagers verließen, wiederholte er so recht nachdrücklich, daß Herr A. doch ja den ihm ertheilten Rath wegen der Nothwendigkeit seiner Abreise vor Tagesanbruch befolgen möchte, um Aufregung zu vermeiden. Herr A. versprach das übrigens nicht, und wir kehrten mit dankbarem Herzen über die verliehene Gelegenheit in den Gasthof zurück.

Nachdem wir den Gegenstand gründlich erwogen hatten, sagte Herr A.: „Mir kommt es vor, als begehe ich ein Unrecht, wenn ich diesen Ort, wie das vorgeschlagen wurde, vor Tagesanbruch verlassen würde. Es könnte sogar den Eindruck machen (und das würde mir wahrlich herzlich leid sein), als ob ich dem Kreuze ausweichen wollte, das ich möglicherweise aufzunehmen haben würde, wenn ich mit vielen meiner ehemaligen Nachbarn zusammentreffe. Ich will nicht fortgehen, als wenn ich mich dessen schämte, was ich gethan, als wünschte ich ungesehen zu bleiben. Ich erachte es als Pflicht, etwas länger zu verweilen, und den Erfolg Gott zu überlassen." Wir standen Morgens nicht eher auf, bis einige der Dienerschaft des Hauses ihre Tagesarbeit begonnen hat-

ten, und einer der ersten Töne, welche unsere Ohren begrüßten, war die übliche Art, um die Zeit des Gebetes in der Synagoge anzuzeigen. Es ist in S., wie auch an andern Orten, Sitte, daß der Synagogendiener bei den verschiedenen jüdischen Häusern die Runde macht, an Thüren und Fenstern klopft, eine Art des Zusammenrufens, die natürlich sehr weit vernommen werden kann, da die Anzahl der jüdischen Einwohner verhältnißmäßig sehr bedeutend ist.

Bald darauf hörten wir ein lautes und ernstliches Gespräch, das der Stallknecht mit einem Nachbar gerade unter unserm Fenster führte, und das sich offenbar auf unsern Besuch bezog. „Ich bin gewiß, er ist es", sagte der Eine zum Andern mit einer Heftigkeit, welche die Wahrscheinlichkeit annehmen ließ, daß das, was der jüngere Schwager als Vermuthung ausgesprochen hatte, in Erfüllung gehen werde.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, wurde es endlich nöthig über das, was wir zunächst vornehmen wollten, ins Reine zu kommen. Die Läge, worin sich Herr A. befand, war eben so eigenthümlich als schmerzlich. Er war allein in seiner Geburtsstadt; von allem Verkehr mit seiner Familie abgeschnitten, von theuren und nahen Verwandten umgeben und — dennoch ein Fremder. Zu wem sollte er gehen? Was konnte er ferner thun? Man konnte freilich sagen, er habe großentheils das, was er durch seinen Besuch in S. zu erlangen wünschte, erreicht; er fühlte sich jedoch nicht geneigt von dannen zu ziehen. Nach weiterer Berathung entschloß sich Herr A., dem protestantischen Geistlichen einen Besuch zu machen. „Ich fühle das Bedürfniß", sagte er, „einigen Verkehr mit den Christen in dieser meiner Geburtsstadt zu haben." Unterwegs zum Pfarrhaus kamen wir bei der Kirche vorbei. „Wie oft", bemerkte er, „wenn ich an diesem Gebäude vorüberging, habe ich meine Ohren zugehalten, um ja nicht etwa nur — was schon als eine Verunreinigung gelten würde — den Orgelton zu hören, wenn derselbe die Gemeinde in ihren Gesängen zu Ehren dessen, den ich unwissend verachtete, begleitete."

Der Geistliche war Herrn A. ganz und gar fremd. Viele Jahre waren verflossen, seitdem er S. verlassen hatte, um seine Erziehung in jüdischer Gelehrsamkeit zu vollenden, und sodann eine Stelle als Privatlehrer unter solchen jüdischen Familien, in deren Mitte er lebte, anzunehmen, ehe er nach England kam.

Der Geistliche empfing uns sehr freundlich und sagte: „Vielleicht interessirt es Sie, die christliche Kirche Ihres Geburtsortes zu sehen!" worauf er sich den großen Kirchenschlüssel bringen ließ und uns freundlich zu derselben hinbegleitete. Auf unserem Wege dahin fanden wir die Stadt buchstäblich im Aufruhr. Schaaren von Kindern und einige Erwachsene hatten sich, um unsere Bewegungen zu beobachten, versammelt. Da wir vom Geistlichen begleitet waren, so drangen sie gerade nicht roh auf uns ein, ihr Benehmen war aber nichts weniger als höflich und friedlich, und wir bemerkten, daß die Zahl sich fortwährend vergrößerte.

Nahe bei der Kirche begegneten wir Herrn A—'s erstem Lehrer wieder, der Abends zuvor in der Dämmerung an uns vorüber gegangen war, ohne seinen Schüler wieder zu erkennen. Da er ihn aber nun ansichtig wurde, erkannte er ihn sofort und ließ sich mit ihm in ein freundschaftliches Gespräch ein. Auch ein alter und inniger Freund von Herrn A—'s verstorbenem Vater schloß sich uns an, und beide begleiteten uns und den Geistlichen in die Kirche. Hier hatten wir eine sehr ernste Unterredung über die wichtigsten Gegenstände. Herr A. erinnerte seinen früheren Lehrer auf sehr liebreiche und ernste Weise, daß er ihn nicht die einfache Wahrheit, wie sie in Gottes Wort enthalten sei, gelehrt habe, sondern ihn dadurch, daß er ihn anstatt der Gebote Gottes, Menschen-Satzungen gelehrt, irre geführt habe. Er schien die Gewalt der gemachten Bemerkung zu fühlen, und wurde offenbar zur Anerkennung der Wichtigkeit weiterer Nachforschung in Dingen der Religion geführt. Wir haben auch wirklich von mehreren Missionaren die Mittheilung erhalten, sie hätten bei vielen Juden

in S. eine freundliche Aufnahme gefunden. Obwohl sich viele bigotte und widerstrebende Juden dort fanden, so waren doch auch viele bessergesinnte daselbst.

Als wir die Kirche verließen, fanden wir, daß der Pöbelhaufe, welcher draußen geblieben war, wieder sehr zugenommen hatte; und da sie sahen, daß der Geistliche nicht mehr in unserer Begleitung war (er war nämlich ins Pfarrhaus zurückgekehrt), so fingen sie an sich sehr unschicklich zu betragen, stießen Schimpfreden aus, schrieen laut und drangen auf eine rohe Weise auf uns ein. Da es unmöglich war unter diesen Umständen den Versuch zu machen, etwas über Religion zu reden und dadurch etwas Gutes zu schaffen, entschlossen wir uns endlich, die Stadt zu verlassen.

Herr A. ging zu seiner jüngsten Schwester, um Abschied von ihr zu nehmen. Es waren einige Familienglieder anwesend, welche das Geräusch und das gemeine Benehmen des Pöbels sehr beunruhigte. Eine der Anwesenden weinte und sprach: „Siehe, welchen Verfolgungen hast du uns ausgesetzt! Wir werden das Ende des Tages nicht erleben. Siehe, welche Unruhe sie vor unserm Hause machen.“

Mit milder und gedämpfter Stimme sprach der jüngere Schwager: „Du würdest viel besser daran gethan haben, diesen Morgen frühe, wie ich dir es gerathen hatte, abzureisen. Da du aber geblieben bist, so will ich in dieser Eile und Verwirrung keinen Abschied von dir nehmen. Außerhalb der Stadt werden wir zusammentreffen, und dort können wir ruhig mit einander reden, ehe wir uns wirklich von einander trennen.“

Wir sahen uns alsdann nach unseren Freunden um, welche in dem jüdischen Gasthofe geblieben waren, und bereiteten uns zur Abreise vor. Der Pöbel, der uns folgte, fing an Traktate, Bibeln u. s. w. zu fordern, um unsere Verbreitung von Schriften ins Lächerliche zu ziehen. Mit großer Schwierigkeit erreichten wir unser Fuhrwerk, und schickten uns zur Abreise an.

Gerade vor unserer Abfahrt kam ein junger Mann, ein früherer Mitschüler des Herrn A., welcher von der Anwesenheit des Herrn A. Kunde erhalten hatte, um ihn zu besuchen. Dieses war ein angenehmer Gegensatz gegen die unangenehme Rohheit, welche die Uebrigen an den Tag legten, weil ein ernstes Verlangen, bekannt zu werden mit den Beweggründen, welche seinen Freund zu einem so großen Wechsel in religiösen Ansichten geführt hatten, ihn zu seinem Freunde hinzog.

Als wir über den Marktplatz gingen, rief der Pöbel die Worte: צדקה תציל ממות („Gerechtigkeit errettet vom Tode“) — Worte, welche gewöhnlich bei der Begleitung einer Leiche, die man zur letzten Ruhestätte trägt, gesprochen werden — und gab dadurch den unzweideutigsten Beweis von der Tiefe seines Hasses und bigotten Zornes gegen das Christenthum.

Man darf jedoch nicht vergessen, daß sie bis zu dieser Zeit nur sehr wenig von dem wahren evangelischen Christenthum gesehen und sehr wenig gehört hatten. Ein großer Theil der Bewohner der Nachbarschaft sind römische Katholiken, und viele der Namenprotestanten sind gar sehr durch die Geistlichen ihrer Kirchen, die ihre Erziehung auf den deutschen Universitäten gegen das Ende des verflossenen und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts genossen hatten, irre geführt worden. Zu jener Zeit hatten wenige Professoren der Theologie gesunde Ansichten über irgend eine der großen Lehren des Christenthums, und obgleich sich die Verhältnisse, besonders in Berlin, bedeutend in letzterer Zeit verbessert haben, so muß man doch noch vielfältig Manches beklagen, was unter dem Namen Theologie gelehrt wird. Die widrigen Verfälschungen des Pabstthums, und die seelenvernichtende Speculation vieler von denen, die den Namen Lutheraner — den sie so gerne tragen — zu tragen nicht werth sind, haben, in Gemeinschaft mit dem vorherrschenden Haß gegen die armen Juden, das wenigstens erreicht, daß nur wenig um den Schaden des alten Volkes Gottes zu heilen geschehen ist. Seit dieser Zeit wurden in dieser und andern Gegenden viele Exem-

plare des Wortes Gottes verbreitet, und selbst die jüdische Gemeinde, welche keineswegs an jenem Tage als die unbesonnene Menge uns nachfolgte, günstig vertreten war, hat sich auf höchst erfreuliche Weise bemüht, Erziehung zu befördern und einen Geist der Moralität, Humanität und Duldung einzuschärfen.

Unser Besuch in S. war unter den damaligen Umständen eine höchst schmerzliche Prüfung für ein fühlendes Gemüth, wie das des Herrn A. Trotz allem aber blieb er ruhig. Mit bewegtem Herzen aber in Ruhe erklärte er seinen ihn begleitenden Freunden die Ursache, warum die Menge Sprüche Sal. 10, 2 citirt habe, und die offenbare Anspielung auf seine Taufe, als ob diese die Veranlassung gegeben hätte, ihn unter die Todten zählen zu müssen, indem sie seinem Bekenntnisse der Lehren des Judenthums, wie sie von den Verwandten und früheren Nachbarn gehalten würden, ein Ende gemacht habe. Der Schmerz seiner Verwandten und ihre Befürchtung vor Gewaltthätigkeit ging ihm tief zu Herzen, aber er sprach und handelte im Geiste der Sanftmuth und der Hingebung, welcher dafür zeugte, daß er des sterbenden Heilandes Liebe geschmeckt hatte, und um seinetwillen zu leiden bereit sei.

Von der Art war die Treue, mit welcher er für seinen Meister in der ersten Zeit seiner Missionsthätigkeit zeugte, und in der er bis an sein Ende treu beharrte. War er in Preußen, oder in England, oder in Palästina; als Missionar, als Professor am königlichen Collegium und als protestantischer Bischof — überall und stets war er ohne Wandel und ernst in seinen Bemühungen in der Ausbreitung der Wahrheit, die er selbst empfangen hatte. Wie Viele hörten das Wort des Lebens von seinen Lippen! Wie Viele wurden durch sein Beispiel sowohl als durch seine Ermahnungen ermuthigt, durch Ihn, dem er diente und den er liebte, das Heil zu suchen.

Die Art und Weise, welche Bischof A. bei der Verkündigung der frohen Botschaft verfolgte, war gewöhnlich diese: er bemühte sich solchen, mit denen er sprach, die absolute Unmöglichkeit, ohne besonderen Beistand des heiligen Geistes in göttlichen Dingen etwas verstehen zu können, klar zu machen. Wie oft citirte er mit großer Feierlichkeit die wohlbekannten Worte Davids, Psalm 119, 18: „Oeffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetz." Mit freundlichem Ernst frug er seine Brüder: Habt ihr jemals daran gedacht, daß im Gesetze Gottes Wunder zu sehen sind? Habt ihr je den Vorsatz gefaßt, ernstlich darum zu beten, daß ihr befähigt werden möchtet, jene Wunder zu verstehen? Wenn ihr alles dies als eurem Verständniß leicht und einfach ansehet, dann seid ihr nicht auf dem rechten Weg, die Wahrheit zu finden. Dann bezog er sich auch wohl auf das Neue Testament und sagte: Dieselbe Wahrheit, welche der Psalmist hervorhebt, schärft auch der Apostel Paulus ein. Es heißt ausdrücklich in 1. Cor. 12, 3: „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist": folglich, es sei denn, daß wir um Beistand aus der Höhe beten, werden wir niemals ein rechtes Urtheil über die Beweise der Gottheit und Messianität Christi erlangen. Auf diese Weise pflegte er auf die großen Fragen hinsichtlich der Geburt, des Lebens, der Lehre, der Wunder, des Leidens, Sterbens und der Auferstehung Jesu, wie sie von den Propheten uns voraus gesagt, und von den Evangelisten erzählt werden, zu kommen. Es sind gewiß Viele, die sich noch der Worte erinnern, welche er mit vielem Ernste und vieler Salbung von oben gesprochen hat."

Er zeichnete sich besonders durch Liebe zu seinem Volke, und das Verlangen, ihm Gutes zu erweisen, aus. Wo und wann er mit Juden zusammentraf, war er darüber aus irgend etwas, das zu ihrem Wohle gereichen konnte, zu sagen oder zu thun, und selten befand sich wohl ein Jude in seiner Gesellschaft, der nicht irgend eine Bemerkung von ihm vernahm, die seine ernsteste Aufmerksamkeit verdiente. Die ungeheuchelte Demuth und die tiefe Frömmigkeit, welche ihn auszeichneten, machten einen tiefen Eindruck auf die, welche der Heilsbotschaft,

die er zu predigen mit allem Ernste stets bemüht war, zu lauschten. Tausende sowohl aus seinem eigenen Volke, wie auch eine bedeutende Anzahl christlicher Freunde, werden nie aufhören, das Andenken an Einen, der so der Achtung würdig war, in Ehren zu halten. Endlich kam für ihn die Zeit, sich in das Land seiner Väter zu begeben. Einige sehr merkwürdige Umstände führten zu seiner unerwarteten Beförderung — er wurde zum Bischof des protestantischen Bisthums in Jerusalem erwählt. — Er begab sich in die heilige Stadt, wie einer vor Alters, „ohne zu wissen, was ihm daselbst begegnen würde", und zog am 21. Januar 1842 in Jerusalem ein.

„Die ihm für diese Arbeit zugemessene Zeit war nur kurz. Nach den geheimnißvollen Anordnungen der Vorsehung war es ihm nicht vergönnt, das vierte Jahr seines bischöflichen Aufenthalts in Jerusalem zu vollenden; vielmehr — wie einer seiner ältesten Freunde sehr rührend bemerkt — nur so lange, als sein großer Meister es selbst gethan, diente er in der heiligen Stadt. Er hatte eine kleine Gemeinde gläubiger Juden und Christen auf dem Berg Zion um sich versammelt. Nach vielen Bemühungen und ernsten Sorgen wurde endlich die Erlaubniß zum Weiterbau der protestantischen Kirche bewilligt. Diese Mittheilung war in dem letzten Schreiben des Bischofs enthalten. Nachdem er früher schon Damaskus und andere Theile seiner Diöcese in Syrien besucht, und einen freundlichen Verkehr mit seinen Brüdern dem Fleische nach unterhalten hatte, stand er nun im Begriffe, noch andere Gegenden seiner wichtigen Diöcese zu besuchen, und trat in dieser Absicht eine Reise nach Aegypten an, mit dem Vorsatze, später diesem Lande (England) einen Besuch abzustatten. Er verließ Jerusalem den 7. November, dem Jahrestage seiner Weihe zum Bischof, um nach Kairo über Gaza und durch die Wüste — ein Weg, dessen Erwähnung sofort die verschiedenartigsten Erinnerungen der göttlichen Macht und Gnade in unsere erstaunten Gemüther zurückruft — zu reisen. Samstag den 22. November klagte er über Unwohlsein, war jedoch im Stande, seine Reise, wenn auch nicht in der gewohnten Kraft, fortzusetzen. Am Abend schlug die kleine bischöfliche Reise-Gesellschaft, die aus dem Bischof, seiner Frau und Tochter und seinem Kaplane, in Begleitung des gewöhnlichen arabischen Gefolges, bestand, ihr Zelt nahe bei dem östlichen Arme des Nils auf, in der Hoffnung, den Tag des Herrn in der Stille der Wüste zu vollbringen, und sodann, erquickt an Leib und Geist, ihre Reise fortzusetzen. Samstag Abends schien der Bischof sich sehr erholt zu haben, und unterhielt sich recht munter und lebhaft, bis er, und zwar etwas frühe, sein Lager suchte; — es erwies sich in der That für ihn als der Anfang der Ruhe, welche dem Volke Gottes vorhanden ist. Seine letzte Handlung war Gebet — er betete mit seiner Frau und Tochter. Auf der Wüste Sand war sein einfaches Lager bereitet, und er legte sich nieder, um zu schlafen. Vor Anbruch des Tages schlief er in Jesu; — er erwachte zu einem ewigen Sabbathe. Ein einziger Seufzer verkündete seine plötzliche Abberufung. Kein weiterer Verkehr mit der Welt war mehr, kein langwieriger Kampf, kein Wort, welches den geliebten Ueberlebenden die kommende Prüfung anzeigte. Er befand sich bei Christo — was für ihn viel besser war. Es war gut, ja das Beste, außer für seine Familie, für seine Diöcese, für seine Kirche; denn seine Arbeiten wurden zu einem plötzlichen Ende gebracht, durch den gnadenreichen HErrn, der nie die Stimme der Abberufung ergehen läßt, bis der Knecht sein Werk vollbracht hat.*)"

*) Zwei Reden bei dem Tode des Bischofs Alexander gehalten v. Rev. J. B. Cartwright.

Wir führen nun ein anderes Beispiel an, in welchem sich die Kraft der göttlichen Wahrheit auf wunderbare Weise geoffenbaret hat.

Frau Lauria wurde in allen den Vorurtheilen, welche unter den streng rabbinischen Juden herrschend sind, erzogen. Wie sie nun eine fromme Gläubige an den Herrn Jesum Christum wurde, nachdem sie lange in Empörung gegen ihn gelebt hatte, darüber gibt uns ihr Mann folgenden Bericht. Letzterer hatte durch den Widerstand seiner Frau gegen das Evangelium die schmerzlichsten Trübsale zu ertragen, aber auf eine ganz unerwartete Weise geschah es später, daß sie zur Erkenntniß des Heilands kam, und ihr Herz Ihm, welchen sie so lange verachtete, in Liebe dargab.

Herr L. schreibt aus Jerusalem vom 5. December 1846:

„Vor ungefähr sechs Jahren faßte ich den Entschluß, meine Ueberzeugung von der Wahrheit, wie sie sich in Jesu geoffenbaret hat, öffentlich zu bekennen, aber ich hatte noch nicht Kraft und Muth genug, um seinetwillen Alles, was mir nahe stand und mir theuer war, zu verlassen. Daher wandte ich noch ein Jahr lang den größten Eifer daran, meine Frau von der Wahrheit zu überzeugen; allein alle meine Bemühungen waren vergeblich; sie wollte sogar den Namen Christi nicht hören, und da ich fürchtete, sie möchte mich bei den Juden verrathen, so stand ich von diesem zaudernden Verfahren ab, und fing demüthig an, um Hülfe und Ermuthigung von oben zu beten, Gott wolle das gute Werk, das er gnädiglich mit mir angefangen hatte, vollenden. Ich nährte die Hoffnung, auch dann noch, wenn ich bereits dem Judenthum entsagt haben würde, ungehindert mit ihr reden zu können. So fühlte ich mich denn ermuthigt, meinen Glauben an Christum offen zu bekennen. Zu meinem großen Leidwesen aber sah ich mich gezwungen, meine Wohnung im Judenquartier zu verlassen, und meine Frau und mein Kind wurde mir nicht mehr zu sehen gestattet.

Etwa drei Monate später, kurz vor Ostern, kam der russische General-Consul von B. auf einer Wallfahrt hierher, und die Juden richteten die Bitte an ihn, er möchte mich zwingen, mich von meiner Frau zu scheiden. Er ließ mich rufen. Ich bat um Erlaubniß, zuvor einige Mal mit ihr zusammenkommen zu dürfen, damit ich ihr meine Gründe, die mich bewogen hätten die christliche Religion anzunehmen, darlegen könnte; denn ich hegte die Hoffnung, sie werde drein willigen bei mir zu bleiben. Er versprach mir, er wolle meiner Frau aufgeben, 15 Tage hindurch täglich eine einstündige Besprechung mit mir zu halten. Demgemäß kam sie ein Mal, von vielen Juden, welche zuvor ihr Gemüth mit den gehässigsten Vorurtheilen gegen das Christenthum erfüllt hatten, umgeben, zu mir. Kaum hatte ich angefangen ihr anschaulich zu machen, was das wahre Christenthum sei, als ihre Wächter schon zu schreien anhuben: „Du bist ein Lügner, du bist ein Abtrünniger; fort mit deinem Tholui (Gekreuzigten)!“ Sie bat mich wiederholt, zurückzukehren und Jude zu bleiben, wollte aber kein Wort über das Christenthum hören. Dies war das erste und letzte Mal, daß sie zu mir kam.

Nach Ablauf dieser 15 Tage stellten sich neue Leiden ein. Früh am folgenden Tage ließ mich der Consul rufen und sagte zu mir: „Die Frist, welche ich Ihnen bewilligt habe, ist nun verflossen, und Ihre Frau will Ihnen nicht folgen; Sie müssen sich daher von ihr scheiden lassen.“ Meine Frau und die Rabbinen und Schreiber wurden sogleich gerufen, und sie fingen den Scheidebrief zu schreiben an. Ich versuchte noch ein Mal in Gegenwart des Consuls mit ihr zu sprechen, und versicherte sie, daß ich ihr, wenn sie bei mir bleiben wolle, als Jüdin zu leben gestatten würde. Sie hatte einen sehr großen inneren Kampf, und wußte nicht was sie antworten sollte. Sie erinnerte sich der glücklichen Jahre, die sie mit mir verlebt hatte, und empfand es sehr schmerzlich, in eine Trennung von mir einzuwilligen, konnte sich jedoch nicht entschließen mit einem Christen, welchen Namen sie bitterlich haßte, zusammen zu leben. Der Consul machte ihrer Unentschlossenheit dadurch ein Ende, daß er zu mir sagte: „Nein, Sie sind ein

Christ und können keine Jüdin zur Frau haben. Ich kann das nicht zulassen; sie muß entweder mit Ihnen getauft, oder von Ihnen getrennt werden." Vergebens berief ich mich aufs Neue Testament, um zu beweisen, daß sie, obgleich eine Jüdin, doch meine Frau bleiben könne. Er fragte in großem Zorne: „Wo steht das geschrieben?" Ich verwies ihn auf 1. Cor. 7. Er: „Das ist Herrn Nicolayson's Neues Testament. Reden Sie nicht mehr! So Etwas ist nicht in dem Neuen Testamente zu finden. Geben Sie Ihrer Frau augenblicklich den Scheidebrief, oder Sie müssen ins Gefängniß gehen und werden in einigen Tagen nach Rußland geschickt werden." Sodann befahl er ihr, mir kein Wort mehr zu antworten, den Schreibern aber gebot er, den Scheidebrief zu vollenden.

Darauf begann der Rabbi mich ihrem Gesetze gemäß zu fragen: „Gibst du den Scheidebrief aus freiem Willen und ohne Zwang?" Ich: „Ich werde ihn geben, weil es der Consul verlangt, aber Ihr wisset, meine Wahl ist es nicht." Die Juden baten nun den Consul mich zu zwingen, daß ich sage, ich gäbe den Scheidebrief ohne Zwang. Er befahl mir, weiter keine Schwierigkeiten zu machen, sondern den Juden, wie sie es verlangten, zu antworten. „Ich werde mich von ihr scheiden", sagte ich, „weil es Ihr Befehl ist, kann aber nicht sagen, ich thue es freiwillig; ich bin ein Christ, und kann nicht lügen." Als ich kaum dieses Wort ausgesprochen hatte, wurde ich in das Gefängniß abgeführt. Es war ein schmutziger, finsterer, verfallener Stall, worin ich mich eingesperrt sah. Ich tappte nach einem Plätzchen umher, wo ich mich niedersetzen könnte, aber vergebens. Verschiedene Freunde wollten mir einige Erfrischungen bringen, es wurde ihnen aber nicht gestattet, sich dem Stalle zu nähern. Des Consuls Janitschar kam einmal um zu sehen, ob ich nicht entflohen sei, denn der Stall hatte eine Thüre, die ich mit einem Stoße hätte aufsprengen können. Ich bot 5 Piaster für ein wenig Wasser, aber mir durfte weder Speise noch Trank gereicht werden. In einer solch elenden Lage blieb ich fast den ganzen Tag. Kurz vor Sonnenuntergang begaben sich Herr Nicolayson und Dr. Macgowan zu dem Consul, um sich bei ihm für mich zu verwenden. Er ließ mich aus dem Stalle rufen und sagte mir in ihrer Gegenwart, er thue nichts Anderes, als was das Gesetz ihm zu thun befehle; nur der beiden Herren wegen geschehe es, daß er mich vor sich habe kommen lassen, um mich zu fragen, ob ich nun meine Halsstarrigkeit bereue; er müsse aber, im Falle ich in meiner Widerspenstigkeit gegen die Gesetze verharre, seine Pflicht thun und mich in das Gefängniß zurückschicken, obschon es ihm sehr leid thun würde, seinen Freunden (Herrn N. und Dr. M.) dadurch Unannehmlichkeiten zu bereiten. Da ich meine Hülflosigkeit einsah, hielt ich es für rathsam, nachzugeben, unter der Bedingung, daß vor der Scheidung die Angelegenheiten in Betreff meines Kindes und Eigenthums geordnet würden. Der Consul versprach, die Sache in Betrachtung zu ziehen. Den folgenden Tag wurde mein Eigenthum meiner Frau zugesprochen, und ich wurde außerdem noch verurtheilt, ihr 2000 Piaster baar zu bezahlen. Dann reichte ihr der Consul 500 Piaster mit den Worten dar: „Ich bemitleide Sie außerordentlich; was Sie bekommen haben, wird für die nöthigsten Bedürfnisse eines halben Jahres nicht hinreichen; nehmen Sie dies als ein Geschenk von mir." Doch weder die 2000, noch die 500 Piaster gelangten je in ihre Tasche. Für die 2000 Piaster kauften die Juden einige Silbergeräthe und überreichten sie dem Consul als Zeichen der Erkenntlichkeit für seine Großmuth, und in einem derselben fand er einen Schatz (wie Josephs Brüder in ihren Säcken), der sich auf 500 Piaster belief, gerade die Summe, welche er eben aus Mitleid einer armen Fremden geschenkt hatte.

Aber auch hier endeten meine Prüfungen noch nicht. Ich forderte mein Kind; aber unglücklicher Weise hatte gerade der russische Consul vergessen, wem nach den Landesgesetzen das Kind gehöre; er that mir daher kund, er wolle das Gesetz zu Hause nachschlagen und mir, wenn er das nächste Mal nach Jerusalem käme, Antwort sagen. So viel war ihm jedoch im Gedächtniß, daß ich

meine Frau, welche das Kind gerade säugte, entweder dafür bezahlen müsse, oder meine Ansprüche auf dasselbe verlieren würde.

Demgemäß hatte ich meiner Frau bereits 14 Monate lang die festgesetzte Summe bezahlt, als der Consul wiederum nach Jerusalem kam. Ich ging zu ihm, da hieß es aber, er sei gerade jetzt zu sehr beschäftigt, als daß er mich sprechen könnte, es würde ihm aber angenehm sein, wenn ich morgen zu ihm kommen könnte. Am andern Tage jedoch verließ er schon mit Sonnenaufgang Jerusalem. Einige Tage später erfuhr ich, daß meine Frau und mein Kind heimlich nach Rußland fortgeschickt worden waren. Meine Frau kam wohlbehalten daselbst an, und begab sich geradezu zu meinem Großvater, bei welchem sie mein Kind zurückließ, und reiste dann weiter nach ihrem Geburtsorte, um ihre Verwandten zu besuchen.

Doch vergebens lehnten sich die Juden wider Gott auf; alle ihre Pläne wurden vereitelt und ihre listigen Anschläge vernichtet. So weit war es ihnen gelungen, mich zu berauben und zu martern, aber die Bekehrung meiner Frau zu verhindern, mißlang ihnen ganz und gar. Sie hielten sie für gesichert, als sie dieselbe jenseits des Meeres schickten, aber sie hatten dabei nicht an die Geschichte Jona's gedacht, von der sie hätten lernen können, daß es keinen Raum gibt, wohin man, um der Gegenwart Gottes zu entrinnen, fliehen kann. Er ist allgegenwärtig und führet auf mancherlei Weise seinen Willen aus. In Rußland traf meine Frau verschiedene Verwandte, welche als Kaufleute mit Königsberg in Handelsverbindung stehen, wo sie das reine Evangelium von den Missionaren der Gesellschaft predigen zu hören Gelegenheit haben. Bei ihnen fand sie ganz andere Ansichten über's Christenthum. Sie tadelten sie darüber, daß sie sich so übel gegen mich benommen habe, weil ich Christ geworden wäre, und sprachen ihre eigene günstige Meinung über die christliche Religion aus. Sie zeigten ihr die hebräischen Neuen Testamente, welche sie, ungeachtet der großen Schwierigkeiten, Bücher nach Rußland einzuführen, mit sich aus Deutschland gebracht hatten, und fuhren fort in sie zu dringen, zu mir zurückzukehren und das Christenthum anzunehmen. Zwei Jahre gingen jedoch herum, ehe sie sich entschließen konnte, ihrem Rathe zu folgen. Vor etwa drei Monaten kam sie wieder hier an und nahm ihren Aufenthalt zunächst bei ihrer Schwester. Nachdem sie sich einige Tage ausgeruht hatte, suchte sie zu erfahren, wo ich wohne, kam alsdann zu mir und bekannte mir ihren Gemüthszustand und ihren Entschluß, zu mir zurückzukehren.

Sie hatte von dem gräßlichen System, welches den Namen Rabbinismus führt, und davon, daß Christus keine Gemeinschaft mit Belial hat, noch keine vollständige Erfahrung. Als sie im Begriffe stand, Christum öffentlich als ihren Heiland zu bekennen, und ich die Folgen davon voraus sah, rieth ich ihr, ihre ganze Habe sofort aus dem Hause ihrer Schwester zu entfernen. Allein sie konnte sich gar nicht denken, daß die von ihr so innig geliebte Schwester ihr irgend etwas Leids zufügen würde, und ließ daher Alles in ihren Händen. Sie hatte ganz vergessen, welch eine Feindschaft das Kreuz Christi einst sogar zwischen uns hervorgerufen hatte, nachdem wir so viele Jahre in schönster Eintracht mit einander gelebt hatten. Ihr Schwager stellte auf Anrathen der Rabbinen eine Handschrift auf sie aus, im Betrag von 4000 Piastern, welche von zwei Zeugen, von denen jeder 200 Piaster erhielt, unterschrieben war. In Folge dessen belegte man ihre ganze Habe mit Beschlag, bis die vorgebliche Schuld bezahlt sein würde. Die Sache wurde vor den russischen Consul von J. gebracht, der sich damals in Jerusalem befand. Ich unternahm es zu beweisen, daß die Zeugen falsches Zeugniß abgelegt hätten; ich würde dies auch haben thun können, denn die Zeugen selbst hatten es einigen Christen so viel als eingestanden. Man verschob jedoch die Angelegenheit von Tag zu Tag, bis der Consul abreiste, wo dann Alles in die Hände der Juden gerieth, und ich mit dem, was sie mir zu geben beliebten,

zufrieden sein mußte. Alles was ich erhielt, waren einige Silbergeräthe und die Betten meiner Frau. Ihre Kleider, Mobilien, Küchengeschirre ꝛc. wurden vorenthalten.

Nachdem diese Leiden mit Gottes Hülfe überstanden waren, fing ich an, sie täglich in der christlichen Heilswahrheit zu unterrichten. Herr Ewald prüfte sie zu verschiedenen Malen in Bezug auf ihre Erkenntniß des Christenthums, und legte ihr seine ewigen Wahrheiten aus. Ich begab mich auch mit ihr zu Herrn Nicolayson, der eine lange Unterredung mit ihr hatte über den wichtigen Schritt, den sie zu thun vorhabe, und über die Religion, die sie anzunehmen wünsche, und mit einem sehr feierlichen und ergreifenden Gebete schloß.

Ihre Aufnahme durch die Taufe in die Kirche Christi fand am 21. vorigen Monats (November 1846) bei dem täglichen hebräischen Gottesdienste statt. Dieselbe Person, welche aus Feindschaft gegen das Christenthum sich von ihrem Manne hatte scheiden lassen, und die hatte zugeben können, daß er aufs Grausamste behandelt wurde; die sich mancherlei Gefahren zu Wasser und zu Lande ausgesetzt hatte, um ihr Kind gegen die Erziehung im Christenthume sicher zu stellen, eben dieselbe Person wurde nun endlich doch durch Gottes Gnade dahin gebracht, Haus und Brüder, Schwestern und Kind, ja Alles, was sie hatte, um Christi willen zu verlassen."

Jedoch die Zeit, die ihr vergönnt war, Christum zu bekennen und ihn durch christlichen Wandel und Rede zu verherrlichen, war nur kurz. In weniger als zwei Jahren, nachdem der oben erwähnte Brief geschrieben war, erzählt ihr Mann in einem Schreiben aus Kairo in Aegypten die Umstände, welche ihren Tod begleiteten. An einen Freund schreibt er also:

„Es ist meine schmerzliche Pflicht Sie zu benachrichtigen, daß es dem Herrn gefallen hat, meine geliebte Frau von dieser Welt weg und zu sich zu rufen. Einige Tage nach Absendung meines letzten Briefes an Sie, wurde sie von einer Gallenkrankheit ergriffen; da aber die Cholera in der Stadt fürchterlich wüthete, fürchtete sich der Arzt, ihr kräftige Mittel zu geben, und so litt sie an derselben Krankheit bis zum 21. August, wo sie von der Cholera ergriffen wurde. Ich rief augenblicklich ärztliche Hülfe herbei, und der Arzt gab sich alle erdenkliche Mühe. Die ganze Nacht blieb er in meinem Hause, und um Mitternacht rief er noch einen andern Arzt herbei, um mit ihm zu berathen. Dasselbe that er bei Tagesanbruch, aber alle Mühe war umsonst. Ihre Kräfte waren schon durch die frühere Krankheit erschöpft, und reichten daher nicht aus, diesem zweiten bedeutenden Anfall zu widerstehen. Am folgenden Tage, um Mittag, schied sie aus diesem Leben.

Es ist wahrlich ein harter Verlust, nicht nur für mich persönlich, vielmehr auch für die hiesige Mission, da sie mich allezeit in meiner Missionsarbeit unterstützte und in allen Widerwärtigkeiten mich tröstete und ermunterte.

Sie werden sich erinnern, wie viel sie um des Judenthums willen litt, ehe sie von der Wahrheit überzeugt ward, wie geduldig sie, um unserer heiligen Religion willen, durch alle Prüfungen hindurch ging, und wie viele Beschwerden sie nach ihrer Bekehrung ertrug.

Jetzt habe ich nur noch zu sagen, daß Alle, die mit ihr bekannt waren, ihr das Zeugniß geben werden, sie habe sich durch Wandel und Rede bis zum letzten Athemzug als rechte Nachfolgerin Christi erwiesen.

Sie bekannte ihren Glauben an ihren Heiland einige Stunden bevor sich ihre Seele zu ihm emporschwang. In der Nacht ihres Heimgangs wachten an ihrem Lager, außer einer nach der Wahrheit forschenden Jüdin und mir, eine polnische Jüdin, welche sie hin und wieder (in der von ihr schnell erlernten englischen Sprache) beten hörte: „Herr, erbarme dich meiner! Christe, erbarme dich meiner!" Und da sie hier und da nur den Namen Christi anrief, frug mich die Jüdin, ob sie etwas wünsche, und sie antwortete selbst dann auf deutsch: ‚Ich

wünsche nichts, was von Menschen mir gegeben werden könnte. Ich rufe Christum den Erlöser meiner Seele um seine Barmherzigkeit an, obwohl ich weiß, daß ich sie nicht verdiene."

Sie werden sich leicht denken können, in welchem höchst traurigen Zustand ich mich befand, als ich mich so plötzlich von meiner treuen Gehülfin in dieser Welt getrennt sah. Die Cholera wüthete furchtbar in dieser Stadt. Meine eigene Gesundheit war in einer sehr bedenklichen Lage, und wenn mir etwas zugestoßen wäre, hätte ich Niemanden um mich gehabt, der mir nur einen Trunk Wasser gereicht hätte, und, menschlich gesprochen, hätten nicht meine theuren Freunde, Herr und Frau Lieder, die Freundlichkeit gehabt, mich einzuladen bei ihnen zu wohnen, so würde ich schon längst an der Seite meiner geliebten Gattin begraben sein. Diese lieben Leute nahmen sich meiner Gesundheit sehr an, und ich hielt mich bei ihnen bis in die Mitte des abgelaufenen Monats (September) auf, zu welcher Zeit diese furchtbare Seuche aus Aegypten gänzlich gewichen war.

Ich kann die Freundlichkeit und Achtung, die mir von verschiedenen europäischen Juden erwiesen wurde, nicht unerwähnt lassen. Sobald sie von dem Schmerzensfall, der mich betroffen, Kunde erhalten hatten, eilten viele von ihnen zu mir, mich zu trösten und mir ihren Beistand anzubieten. Sieben von ihnen kamen schwarz gekleidet, um die Leiche zu ihrer Ruhestätte zu geleiten. Keinem Araber gestatteten sie den Sarg zu berühren. Sie trugen ihn selbst mit der größten Achtung und Feierlichkeit aus der schmalen Straße, worin ich wohnte, heraus, bis hin zu der Hauptstraße, in der der Leichenwagen stand, und sodann begleiteten sie uns nach dem Kirchhofe, der sich unweit Alt-Kairo befindet."

Peter Meir war noch jung, als er der Wahrheit nachzuforschen anfing, legte aber große Standhaftigkeit und großen Muth unter ihn schwer prüfenden Umständen an den Tag.

Missionsprediger F. C. Ewald spricht von den über Peter Meir hereingebrochenen Verfolgungen in einem Schreiben von Jerusalem den 2. November 1846 folgendermaßen:

„Am 19. vorigen Monats kam ein jüdischer Jüngling zu mir und theilte mir mit, er wäre durch das Lesen verschiedener unserer Tractate und des Neuen Testaments, welches er mit dem Alten verglichen habe, von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt worden, und er bat mich daher, ihm weiteren Unterricht zu ertheilen, damit er getauft und ein Christ werden könne. Die Apostel des HErrn würden zu einem solchen gesprochen haben: „So du von ganzem Herzen glaubest an den Herrn Jesum, so magst du getauft werden." Die Verhältnisse aber, in denen wir gegenwärtig leben, machten es für mich nothwendig, ihn zunächst zu fragen: „Wessen Unterthan sind Sie?" Er antwortete: „Ein Oesterreicher." Sodann: „Wie alt sind Sie?" „Im nächsten Frühjahr werde ich siebzehn Jahre alt", war seine Antwort. Ich versprach ihm, den preußischen Consul, Herrn Dr. Schulz, der auch die österreichischen Consulargeschäfte besorge, zu fragen, ob er nach den österreichischen Gesetzen zu einem solchen Schritte alt genug wäre, dann solle er Weiteres von mir hören. Herr Dr. Schulz erwiederte auf meine Anfrage, er könne schon, wenn er das vierzehnte Lebensjahr erreicht habe, Christ werden. Ich theilte ihm dieses mit. Darauf wurde Menachem Meyer (dieses ist der Name des Jünglings) in unsere Industrieschule aufgenommen, um eine Profession zu erlernen und weiteren Unterricht zu erhalten. An demselben Tage ging ich zu seiner Mutter, weil sein Vater nicht in Jerusalem anwesend war, um ihres Sohnes wegen mit ihr zu sprechen. Die Juden waren aber nicht gesonnen, ihn so bald zu entlassen. Man brachte zwei Anklagen

gegen ihn vor; zuerst, er habe 1500 Piaster gestohlen; alsdann, er sei nicht österreichischer, sondern türkischer Unterthan. M. M. wurde vor den Pascha geführt, zu welchem drei Juden von der Klasse der Chaßidäer, zu deren Genossenschaft M. M. gehörte, ihn anzuklagen, gegangen waren. Herr und Frau Rosenthal, einige andere unserer Gemeindeglieder und ich selbst gingen gleichfalls zu dem Pascha. M. M. wurde von seiner Excellenz der gegen ihn erhobenen Anklage wegen des Diebstahls von 1500 Piastern ins Verhör genommen. Der Pascha fand aber bald heraus, daß die Anklage falsch sei, und sagte deßhalb, der Jude solle einen Eid in der Synagoge leisten, daß M. M. das Geld ihm gestohlen habe. Hiermit erklärte sich der Jude einverstanden. Ich erhielt von dem Pascha die bei ihm nachgesuchte Erlaubniß, bei Ablegung des Eides zugegen sein zu dürfen. Der Jüngling, mehrere Beamte des Pascha's, Herr und Frau Rosenthal und ich, wir begaben uns in das jüdische Quartier. Als wir vor den Rabbinen erschienen, sagten sie: „Heute ist Freitag, an diesem Tage erlauben wir Niemanden einen Eid abzulegen. Wir müssen bis Montag warten. Mittlerweile wollen wir einen Boten zu dem Oberrabiner Mercato nach Hebron senden, um seine Ansicht darüber einzuholen, und da M. M. ein türkischer Unterthan ist, so steht er unter unserer Gerichtsbarkeit. Die 1500 Piaster wollen wir bezahlen und ihn hier behalten." Ersterem gab ich meine Zustimmung (d. i. bis den Montag zu warten), dem Anderen aber nicht. Einer der Rabbinen sagte: „Er ist ein Jude, was haben Sie mit ihm zu schaffen?" Er aber antwortete: „Ich bin ein Christ, ich glaube an Jesum Christum!" Sodann kehrten wir zum Pascha zurück, aber er war ausgegangen. Wir warteten bis zum Abend, und als er zurückgekehrt war, erboten sich Herr und Frau Rosenthal und ich, dafür haften zu wollen, daß M. M. nächsten Montag erscheinen würde. Er nahm dies jedoch nicht an und erklärte, M. M. müsse bis den Montag in dem Seraglio bleiben, er solle gute Pflege und ein gutes Zimmer erhalten, und jeder von uns solle berechtigt sein, wann er wolle, zu ihm zu kommen, was denn auch geschah. So wurde er denn auch von den Studenten des Collegiums und den Bewohnern der Industrieschule besucht, welche letztere ihm seine Speisen brachten. Am Montag ging ich wiederum zu dem Pascha und erkundigte mich, ob M. M.'s Sache heute vorkommen würde. Er erwiederte mir, er habe den Dolmetscher des Oberrabbinen Mercato auf heute zu sich bestellen lassen, und würde alsdann der Sache weiter nachforschen. Von der Richtigkeit der Anklage wäre er überzeugt und merke wohl, daß die Juden sie nur erhoben hätten, um ihn von uns zu entfernen. Sie hätten überhaupt diesen Gegenstand mehr fahren lassen, sagten aber nun: M. M. wäre erst 10 Jahre alt, und wenn sich dies so verhielte, dann freilich könne er nicht Christ werden, da nach den türkischen Gesetzen, um einen Religionswechsel vornehmen zu können, er wenigstens 14 Jahre alt sein müsse. Dieses sagte der Pascha in Gegenwart von Frau Rosenthal, welche, wie auch Herr Rosenthal, dem Pascha persönlich wohlbekannt, sich der Sache mit allem Ernste annahm. An demselben Abend hatte ich einen Anfall von Fieber, von welchem ich auch jetzt noch nicht frei bin. Alles dreht sich nun um die Frage seines Alters. Oft drohte man ihm mit der Bastinade, er erwiederte aber: „Sie mögen mit mir machen was sie wollen, ich bin ein Christ." Die Juden versprachen ihm schöne Kleider, eine Frau und alles was er nöthig habe, falls er zu ihnen zurückkehre. Er aber erwiederte: „Viel lieber will ich ein armer Arbeiter unter den Christen sein, als ein reicher Jude bleiben." Die Juden verwundern sich über die Standhaftigkeit des Jünglings, und die Abergläubigen unter ihnen sind der Meinung, wir hätten ihn behert, weßhalb sie denn auch eine jüdische Frau, die in dem Rufe stand, als verstände sie diese Dinge, herbeiriefen, um den Zauber zu bannen. M. M. befindet sich noch in dem Seraglio. Der Pascha ist von seiner Mündigkeit überzeugt, und würde ihm seine Freiheit gegeben haben, so daß er, wohin er nur wolle, gehen könne, hätte ihn nicht der Ausspruch des

Muphti und Cadi, die ihn nicht für mündig hielten, daran gehindert. Der Pascha hat nun die ganze Sache dem Pascha von Beyrout vorgelegt, und wir müssen seine Entscheidung abwarten." Und in einem Schreiben des Missionspredigers J. Nicolayson aus Jerusalem vom 27. Januar 1847 wird bemerkt: „Ich habe nun die völlige Befreiung des jüdischen Knaben Menachem Meyer (dessen Fall früher schon vollständig berichtet wurde), mitzutheilen. Demselben, wie die betreffende Behörde in Constantinopel erklärt hat, steht es nun durchaus frei, in Religionsangelegenheiten selbst zu wählen, und ist uns folglich derselbe von dem Pascha, dem unser Dank für den Weg, welchen er eingeschlagen hat, gebührt, wieder zurückgegeben worden. Dieses ist um so wichtiger, weil — da der Jüngling durchgängig als türkischer Unterthan behandelt wurde (obwohl nach seiner eigenen Aussage ein Oesterreicher) — dadurch der Fall eines jeden und aller andern eingebornen Juden, die Christen zu werden wünschen, entschieden ist. Die hiesigen Rabbinen sind nun ganz gewaltig außer sich, weil sie „durch ihre eigene List" gefangen worden sind, dadurch nämlich, daß sie den Jüngling als türkischen Unterthanen ausgaben."

Aber es gefiel Gott, ihn bald aus dieser Welt hinwegzunehmen. Sein Wandel nach der Taufe, welche am Charfreitag 1847 stattfand, war im Einklang mit den Grundsätzen, welche er unter solchen harten Prüfungen bekannte. Seine Laufbahn war jedoch nur kurz, er starb am 12. October desselben Jahres, nachdem er viel an Fieber gelitten hatte. Etwa ein Jahr, nachdem er zuerst christlichen Unterricht genossen hatte, nahm ihn der Tod hinweg, aber nicht ohne sichere Anzeichen, daß der heilige Geist bei Zeiten an ihm ein gutes Werk begonnen hatte.

Heinrich Graf war schon in vorgerücktem Lebensalter, als er zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte, die ihm in seinen letzten Stunden eine Quelle reichen Trostes wurde. Der nachfolgende Bericht über ihn ist der Feder eines Mannes entflossen, welcher von Gott, als ein Werkzeug in Seiner Hand, die Botschaft der Seligkeit ihm mitzutheilen, gewürdigt wurde.

„Es war im vorigen Jahre (1847) als man dieses Denkmal der göttlichen Gnade dem Tode nahe glaubte, und nach allem menschlichen Ansehen war damals für sein Aufkommen keine Hoffnung vorhanden. Er wurde jedoch nicht nur wieder besser, sondern so stark und so gesund wie ein junger Mann. Er pflegte zu sagen: „Ich bin noch nicht reif", und seufzend fügte er stets hinzu: „Wann, o Herr, werde ich reif werden? Mich verlangt bei Dir zu sein!"

Die Bekehrung dieses Mannes in einem hohen Alter von 85 Jahren, seine Ankunft in Amsterdam in diesem Alter, seine Bekanntschaft mit mir vor 30 Jahren, bezeichnen auf so staunenerregende Weise die wunderbare, alles lenkende Vorsehung Gottes, daß ich nicht anders kann, als im Staube nieder zu sinken, und Ihn, dessen Gedanken unerforschlich sind, anzubeten. Für den gegenwärtigen Zweck will ich nur folgenden Auszug mittheilen:

Im Jahre 1818 hielt ich als jüdischer Prediger zu H. meine erste Predigt. Mein Text war: Hosea 14, 1 und 2; und der Gegenstand: Buße zu Gott. Damals war ich selbst noch hinsichtlich des Glaubens an den Herrn Jesum Christum, von dem ich nicht den mindesten Begriff hatte, in tiefster Finsterniß, und so stellte ich die Buße als Grundbedingung unserer Annahme bei Gott hin. Graf befand sich mit einigen seiner Brüder unter meinen Zuhörern, welche mir alle damals viele Freundschaft erwiesen, und besonders der, welcher der Gegenstand dieser kurzen Erzählung ist. Ich verweilte zwei Jahre in der Gemeinde zu H. und beim Abschied sagte ich, ich hoffe, die Zeit würde kommen, ihnen zu zeigen, wie die mir von ihnen erwiesene Güte meinem Gedächtnisse nicht entschwunden

sei. Einer der Neffen Graf's, ein großer Gelehrter, lehrte mich das Buch Sohar lesen, welches einige Jahre später eins der Mittel abgab, daß ich an die Lehre der heiligen Dreieinigkeit glaubte. Wieder eine kurze Zeit darnach, im Jahre 1822, schickte mir der selige Baron v. Blomberg einen Tractat unserer Gesellschaft, (Nr. 8 hebräisch-deutsch) nebst einem eigenhändigen, höchst nachdrucksvollen Schreiben, (das ich noch aufbewahre) wodurch ich, das Neue Testament zu lesen, angeregt wurde, und ich fand Christum, oder besser, Er fand mich. Jahre, mit einer Kette nicht gewöhnlicher Ereignisse, rollten dahin und ich hörte nichts mehr von Einem aus meiner früheren Judengemeinde zu H. Im Frühlinge 1845 ergriff Graf, 85 Jahre alt, noch einmal den Wanderstab, da er sich, wie er mir später erzählte, durch eine ihm unbekannte Macht getrieben fühlte, Amsterdam noch einmal wieder zu sehen, die Stadt, in welcher er als junger Mann mit seiner Frau, die hier in der Blüthe ihres Alters starb, verlebt hatte. Er kam mit dem Gedanken nach Amsterdam, hier seine Reise durch diese Welt voll Elend und Sünde zu beschließen und begraben zu werden, wo die Asche seiner Gefährtin ruhe. Nachdem er sich einige Tage unter den Juden in Amsterdam aufgehalten hatte, erfuhr er, daß ich eine jüdische Familie getauft habe. Dieses machte einen solchen erschütternden Eindruck auf ihn, daß er ausrief: Welches erschreckliche Ereigniß in dieser so heiligen Gemeinde! Ist kein Rabbi hier vorhanden, der diesen Pauli bändigen könnte? Da die Juden oft von mir zu reden pflegten, sagte er: Ich will hingehen und den Mann, welcher in der Gemeinde eine solche Verwirrung anrichtet, besuchen. Der alte Graf kam zu mir; sein Gesicht, sein silbergraues Haar und seine ganze Erscheinung machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich glaubte diesen ehrwürdigen Mann schon früher in meinem Leben gesehen zu haben. Er erzählte mir, von wannen er käme. Ich richtete einige Fragen hinsichtlich seiner Familie an ihn, und aus seinen Antworten wurde mir klar, daß ich mich nicht irrte. Ich erkannte ihn. Erst seit ganz neuerer Zeit haben die Juden Familiennamen angenommen; unter dem Namen Graf kannte ich diesen alten Mann nicht. Indessen zog ich es vor, ihn noch nicht wissen zu lassen, wer ich wäre, erkundigte mich aber nach einem oder dem andern seiner Verwandten. Das fiel ihm auf. Ich wollte ihm aber nicht gestatten, irgend welche Fragen an mich zu richten, predigte ihm vielmehr Christum. — Er wiederholte seine Besuche und fühlte sich endlich von der Wahrheit überzeugt. Aus meinem Tagebuche sehe ich, daß es am 16. Juni (1845) gewesen ist, daß er, als ich ihm die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an den hochgelobten Erlöser erklärte, sein Arba Kansoth (das sich noch bei mir vorfindet) abnahm. Dasselbe ist aus dünnem wollenem Stoffe zubereitet, und besteht aus zwei viereckigen Stücken, welche durch zwei über beide Schultern gehende Streifen mit einander verbunden sind. An den Ecken der beiden viereckigen Stücke befinden sich die „Läpplein", in Uebereinstimmung mit 4. B. Mos. 15, 38 u. 39. Er gab es mir und sprach: „Ich habe ein anderes Arba Kansoth gefunden, die Gerechtigkeit des Herrn Jesu, meines Heilandes", worauf er Jesaias 61, 10 hersagte. Ich taufte ihn am 13. Juli (siehe Jewish Intelligence, September 1845).

Vor einigen Wochen suchte ihn der Herr mit einer schweren, ganz außergewöhnlichen Krankheit heim. Sein ganzer Körper von dem Kopfe bis zu den Füßen wurde mit Geschwüren bedeckt. Er litt entsetzlich. Man hörte ihn aber nie klagen, viel weniger noch murren. Er litt geduldig und in den Willen seines Heilandes ergeben. Ich besuchte ihn oft. Wenn er aufrecht zu sitzen im Stande war, griff er sogleich nach seiner Bibel und dann nach seinem Gebetbuche. Eines lag gewöhnlich zu Haupten, das andere zu Füßen in seinem Bette. Wenn ich ihn frug, ob er Verlangen trage wieder zu genesen und länger zu leben, pflegte er zu antworten: „Des HErrn Wille geschehe! ich würde es aber vorziehen, zu meinem HErrn und Heilande hinzugehen. Er genas jedoch von dieser schmerzlichen Krankheit, und obschon er sehr schwach blieb, konnte er doch im Zimmer

auf und abgehen. In der vorigen Woche wurde er wieder krank, und am Freitag den 6. October fand ich ihn seinem Ende nahe. Er war sehr erfreut, als er mich erblickte. Ich sagte: „Ich sehe nun, daß Sie Ihrer ewigen Ruhe entgegengehen — ist es zu dem Herrn Jesu?" „Ja!" erwiederte er sehr vernehmlich, „zu meinem Jesu gehe ich, denn er hat mich mit seinem theuren Blut reingewaschen." „Ich hoffe, Sie betrügen sich nicht." „O nein", sagte er, „hier auf diesem Todtenbette wird es Niemand wagen sich selbst oder Andere zu betrügen. Welchen Nutzen könnte es mir Sterbenden gewähren, zu sagen: Jesus ist meine einzige Hoffnung, wäre das nicht das Gefühl meines Herzens?" „Welchen Grund haben Sie für die Hoffnung, daß Ihre scheidende Seele in den Himmel eingehen wird?" „Jesus hat mich geliebt", sprach er. Nach einer Pause von wenigen Minuten — denn er schien sehr erschöpft zu sein — frug ich ihn, ob ich mit ihm beten solle? „Bitte, ja, beten Sie!' erwiederte er. „Was soll ich denn von dem HErrn für Sie erflehen?" frug ich ihn. „Daß ich den Schmerz des Todes nicht fühlen, und Jesus meine Seele aufnehmen möchte." Ich betete mit ihm, und er wiederholte fast jedes Wort, und das Gebet des Herrn mit solcher starken Stimme, daß ich ganz überrascht war. Er dankte mir und drückte meine Hand. Darauf verließ ich ihn. Einige Stunden später besuchte ihn ein frommer Proselyte. Aber es war schon so weit mit ihm gekommen, daß er kaum ein Wort zu verstehen vermochte. Am 7. besuchte ich ihn mit einem theuren Freunde, und wir fanden ihn in hohem Fieber. Sein Wärter erzählte uns, gestern, nachdem ich ihn verlassen, wäre er viel kränker geworden, und er habe nicht ein einziges Wort gesprochen. Etwa elf Uhr Abends wurde seine Seele befreit — er schlief ein — und ich hoffe demuthsvoll mit meinem alten Freunde Graf zur Rechten Jesu, wo ewige Freude sein wird, zusammen zu treffen."

Maria wurde erzogen, ohne irgend wie mit der Wahrheit der christlichen Religion bekannt gemacht zu werden, durch Zeiten der Trübsal und des Leidens wurde sie jedoch dahin gebracht, die Wahrheit, welche sie lange verachtete, anzunehmen. Den nachstehenden Bericht über ihre Bekehrung und ihr darnach folgendes Bekenntniß des Herrn, gibt eine christliche Freundin, welche Maria oft besuchte:

„Maria fiel eines Tages eine steile Treppe hinunter, verletzte dadurch den Rückgrat so bedeutend, daß ihr von dieser Zeit an die geringste Bewegung heftigen Schmerz verursachte. Dieser bejammernswerthe Fall erregte allgemeines Mitleid. Fräulein P., welche sich im Hause häufig nach Maria's Befinden erkundigte, und die eben jetzt wieder die Antwort erhielt, daß keine merkliche Besserung wahrzunehmen wäre, hörte zugleich das Schmerzensgeschrei der Leidenden. Sogleich gab ihr die Barmherzigkeit Gottes den Wunsch ein, Maria doch von ihrem Heilande zu erzählen, von dem Gotte aller Geduld und alles Trostes. Obschon die anscheinende Unmöglichkeit, Zutritt zu erhalten, ihre Hoffnungen niederschlug, so kam ihr dieser Gedanke doch nie aus dem Sinn. Er, von dem alle heiligen Wünsche, guten Absichten und tugendhaften Werke ausgehen, segnete ihre Bemühungen und öffnete den Weg. Fräulein P. hatte der Kranken unter Bezeugung herzlicher Theilnahme von Zeit zu Zeit Obst und Blumen geschickt, und eines Tages brachte Marias Schwester den Korb der Geberin zurück mit der Bitte, sie möge doch die Kranke besuchen. Freilich wurde die Freude über diese Einladung durch das Bewußtsein ihrer Unfähigkeit mit einer Israelitin ein Gespräch über göttliche Dinge anzuknüpfen, gemäßigt; aber im Vertrauen auf den Herrn, daß Er ihr die geeigneten Gedanken und Worte zur Förderung des Heils der Maria verleihen würde, suchte sie die Furchtsamkeit, die sich ihrer beim ersten Eintritt in das Zimmer der armen Dulderin bemächtigt hatte, zu unterdrücken. Nachdem

Fräulein P. die ausführliche Erzählung ihrer Leiden — die ihre Sorgfalt und Theilnahme später so oft zu lindern vermochte — angehört hatte, bat sie die Kranke, ihr etwas vorlesen zu dürfen, und wählte dazu diejenigen Psalmen aus, welche ihr für diese Lage am passendsten schienen. Maria willigte ein und bemerkte zugleich, daß sie die Psalmen öfters lese, und einige sogar während ihrer schlaflosen Nächte auswendig gelernt habe, die Bibel auf dem Sopha sei aber so schwer, daß sie dieselbe nicht lange zu halten vermöchte. Ihre christliche Freundin ließ ihr ihre eigene Taschenbibel sammt einigen Tractaten zurück. Alle diese wurden in einigen Tagen mit der Bemerkung zurückgeschickt, die Kranke sei zu leidend, um Besuche zu empfangen. Maria gestand später ein, diese Abweisung sei aus dem Verdachte hervorgegangen, Frl. P. möchte darauf ausgehen, sie zu bekehren. Maria wünschte jedoch, eine Bibel in kleinem Format zu besitzen, und bat ihren Vater, ihr eine solche anzuschaffen; anstatt derselben erhielt sie einige Erzählungen. Als sie diese gelesen hatte, drückte sie ihr Leidwesen darüber aus, daß sie keine Bibel, welche sie doch wiederholt lesen könnte, erhalten habe. Endlich kamen einige von den kleineren Ausgaben zur Auswahl, und es wurde eine gewählt, welche auch das Neue Testament mit Kupfern enthielt. Oft sagte Maria, ihr Vater habe ihr mit diesem Buche einen Schatz dargereicht, der größer sei als Alles, was er besitze. Mit freudiger Wonne zeigte sie dieselbe der Frau B. Diese sagte: „Die ersten Worte, welche ich Ihnen aus diesem Buche lese, sollen aus dem Evangelium Johannis sein, aber denken Sie daran, liebe Maria", fügte sie hinzu, als sie diese lächeln sah, „Sie würden mich sehr betrüben, wenn Sie bei dem Namen Jesu lachen wollten." Mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit versicherte Maria, sie werde dies ihr zu Lieb unterlassen. In späteren Tagen gestand Maria, daß gerade die damals aus den drei ersten Capiteln gelesenen Stellen auf sie den Eindruck gemacht hätten, als stimmten sie mit anderen Stellen der Psalmen überein. Zu jener Zeit war es auch, als Maria auf Frau B's. Bemerkung: „Entweder müssen Sie oder ich in wesentlichen Punkten Unrecht haben", erwiederte, daß allerdings der Unterschied zwischen Juden und Christen sie häufig in Verlegenheit setze."

Auf diese Weise geschah es denn, daß Maria der Wahrheit der christlichen Religionslehren, wogegen sie im Anfange viele Einwürfe machte, nachforschte.

Fräulein P. sagte ihr wiederholt: „Maria, Sie und ich haben zwar sehr verschiedene Meinungen; doch wer nur recht ernstlich um den Unterricht des heiligen Geistes fleht, wird gewiß in die Wahrheit geleitet werden." Wie lieblich ist doch ein Wort zu seiner Zeit! Maria nahm wirklich ihre Zuflucht zum Gebet in ihrer gegenwärtigen Verwirrung, und flehte zu Gott, Er möge sie lehren; und Er versäumte es nicht, zu Seiner guten Zeit ihr Gebet zu erhören, obschon die Feindschaft des natürlichen Menschen wider Gott sie bis jetzt noch daran hinderte, sich seinem Worte und Geiste zu unterwerfen. Eines Tages erzählte Maria ihrer Freundin, daß Frau B—y sie vor einiger Zeit Jes. 53 zu lesen, gebeten, und ihr versichert habe, sie werde sowohl hier als in allen kleinen Propheten messianische Stellen finden. „Aber", setzte sie im Tone getäuschter Hoffnung hinzu, „ich habe sie alle gelesen und weiß nun doch nicht was Frau B—y meint. Mir scheint Jes. 53 auf den Zustand meines Volkes sich zu beziehen." Fräulein P. erbot sich, aus verschiedenen Commentaren eine deutliche Erklärung auslesen zu wollen, wenn Maria mittlerweile beten wolle, daß Gott ihr Herz zur Aufnahme derselben zubereiten möge. Dieß versprach sie. Als sie ihr aber das Versprochene brachte und vorlas, war sie durch den erwarteten Besuch einer Verwandten etwas zerstreut. Fräulein P., indem sie fürchtete, daß fernere Besuche ihr verboten werden möchten, kniete zum ersten Mal nieder, und empfahl Maria der Liebe des himmlischen Vaters, der Gnade des Erlösers und der Unterweisung des heiligen Geistes, damit ihre Seele erleuchtet würde, den Sinn dieses Theils der göttlichen Offenbarung klar erfassen zu können. Maria stimmte

nicht ins Gebet ein, schien aber überzeugt zu sein, daß es mit einem aufrichtigen Verlangen nach der Wohlfahrt ihrer Seele dargebracht worden sei."

Eine große Anzahl verschiedener, aus den prophetischen Schriften auserlesener Stellen, wurden zu verschiedenen Zeiten vorgelegt, und wir erfahren weiter:

„Bei Fräulein P's. nächstem Besuch litt Maria heftig an Krämpfen. Sobald einige besänftigende Mittel angewendet worden und sie allein waren, sprach Maria zur Freundin: „Nun bitten Sie doch den Herrn, er wolle die gebrauchten Linderungsmittel segnen." Fräulein P. that also, und fügte noch die Bitte an: Der Herr möge sein Antlitz leuchten lassen über seine Magd und sie seine Rechte lehren, und sie hatte den frohen Genuß zu vernehmen, wie Maria jedes Wort des im Namen Jesu emporgesandten Gebetes, und zum ersten Mal das Gebet des Herrn, ihr laut und inbrünstig nachbetete. Nach einer Weile fragte sie: ob auch Fräulein P. dies bemerkt habe? „Gewiß, liebe Maria", erwiederte diese, „ich ward mit Freude und Dank erfüllt, als ich diese Worte von Ihren Lippen hörte. Darf ich fragen, was Sie dazu vermocht hat? Denn es muß Ihnen ja bekannt sein, wer das gesprochen hat: „„Ihr sollt also beten."" „Ja", antwortete Maria, „ich weiß, daß Jesus dieses Gebet seinen Jüngern gab; darum will ich es je und je beten; denn ich glaube nun, daß Jesus der leidende Messias ist."

Der folgende Umstand ist bemerkenswerth, weil wir aus ihm die Gefühle eines Juden kennen lernen, welcher zu jener Zeit in der Religion, welche er später achten lernte, überaus unwissend war.

„Herr E., ein Jude von überlegenem Verstand und Talenten, kam, von einem seiner älteren Brüder begleitet, der keinen Antheil an der nachfolgenden Unterredung nahm, zu Maria. Nachdem er über verschiedene Gegenstände gesprochen hatte, erwähnte er seinen Wunsch, im Hebräischen Unterricht zu geben und erzählte, daß er zu dem Ende einige Geistliche besucht und gelegentlich einem derselben bemerkt habe, man täusche sich, wenn man glaube, ein Jude habe sich je wirklich zum Christenthume bekehrt; denn die, welche sich zu demselben bekennen, thun es aus heuchlerischen Beweggründen, um entweder Geld zu gewinnen, oder sich eine vortheilhafte Stellung zu verschaffen. Maria hörte mit athemloser Beklemmung zu und erhob ihr Herz zum Herrn, bittend, daß Er sie in den Stand setzen möge, eine solche ungerechte Behauptung zu widerlegen. Bald nachher wandte sich Herr E. zu ihr und fragte sie, ob sie schon lange krank sei? Marias Großmutter schilderte den Unfall ihres Großkindes, erzählte von ihrer fast gänzlichen Erblindung und von den Leiden, welche sie schon erduldet habe. Da sagte Maria: „Ich danke Gott für alle meine Trübsale, denn Er hat sie mir gesendet, um mich zu seiner Erkenntniß zu führen. Ich habe Sie, mein Herr, so eben sagen hören, kein Jude könne ein Christ werden, es sei denn aus eigennützigen Beweggründen." Herr E. unterbrach sie mit den Worten: „Es ist entschieden so!" „Sehen Sie auf mich", fuhr Maria fort, „was könnte mir in meinem hülflosen Zustande eine vortheilhafte Stellung oder Geld nützen? und dennoch sage ich Ihnen, daß ich fest glaube, Jesus von Nazareth habe für uns gelitten und sei für uns gestorben, und es werde keinen andern Messias geben."

E. Wer hat Ihnen das gesagt?

Maria. Mein Gott hat es mich gelehrt.

E. Was hat Sie dahin gebracht zu glauben?

Maria. Das Lesen der heiligen Schrift — und ich kann Ihnen noch mehr sagen, ich könnte getrost in diesem Augenblicke im Glauben an Jesum sterben.

E. Was! stehen Sie im Begriff eine Goia (Christin) zu werden? Sind nicht Ihr Vater und Ihre Mutter Juden?

Hier fiel die Großmutter ein: „Allerdings sind sie das, und wir Alle auch, ihre ganze Familie."

Herr E. ergriff eine Bibel und sagte: „Jes. 43 wird Sie überzeugen, daß es nur Einen Gott gibt." Beim dritten Verse unterbrach ihn Maria: „Der

Heilige in Israel ist eben Der, an den ich glaube; Er ist mein Heiland, und ich bedarf keines Andern." Als er zu lesen aufgehört hatte, fuhr sie also fort: „Nun nehmen Sie das 53., das wird beweisen, daß der Heilige ein leidender Messias sein müsse." Herr C. warf das Buch auf den Tisch, stieß eine Verwünschung gegen den Namen Jesu aus und verließ das Haus."

Nicht lange nach diesem Vorfall drückte sie den Wunsch aus, getauft zu werden.

„Nach ihrer Unterredung mit Herrn C. hatte Marias Verlangen, sofort getauft zu werden, dergestalt zugenommen, daß sie oft davon mit ihren christlichen Freundinnen sprach. Zu jener Zeit schien die Erfüllung dieser Pflicht unausführbar, doch wußte Maria, daß der ewige Gott ihre Zuflucht sei; zu Ihm flehte sie, und er vergaß nicht zu seiner Zeit ihr eine Friedensantwort zu senden."

Maria erfuhr auf schmerzliche Weise die Schwierigkeiten, welche sich oft denen entgegenwälzen, die ein Verlangen tragen, ihren Glauben an Jesum zu bekennen.

„Eines Nachmittags wurde Fräulein P. eilig gerufen. Es hieß, Maria werde wahrscheinlich sterben. Sie fand die arme Leidende, von ihrer zärtlichen Mutter unterstützt, in einem solchen Zustande, daß, wenn sie überhaupt nach ihrem früheren Wunsche noch getauft werden sollte, es jetzt nicht mehr länger aufgeschoben werden durfte. Sobald die Krämpfe nachließen, erinnerte Fräulein P. Mutter und Großmutter, daß Maria bereits eine Christin sei und sich schon lange sehne, durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Als Maria nach Anwendung starker Reizmittel wieder etwas zu sich gekommen war, äußerte sie, zwar mit matter Stimme, aber deutlich und vernehmbar, einige Worte dringenden Gesuchs, — sie bat ihre Mutter um Gewährung ihres letzten Wunsches. — Es wurde ihr aber vorgehalten, welche Schmach sie durch eine solche Handlung auf die ganze Familie lade und behauptet, ihre gelehrten Verwandten seien viel bessere Richter in Religionssachen, als eine so junge Person, welche so wenig Erkenntniß von diesen Dingen haben könne. Maria antwortete auf jeden Einwurf nur mit erneuerten Bitten, daß sie auf den Namen getauft werden möchte, an den allein sie glaube, und erklärte auch in der großen Wärme ihres Verlangens, wenn es ihr verweigert würde, könnte sie nicht in Frieden sterben. Ihr einziger Wunsch sei, dem Gebote ihres Heilandes zu gehorchen und dann zu sprechen: „Herr, nun lässest du deine Dienerin im Frieden fahren." Alle Anwesenden stimmten in ihre Bitte ein; auf die tiefbewegte Mutter aber machten allein die Jammertöne ihres Kindes Eindruck, und sie kämpfte sichtlich mit den verschiedenartigsten Empfindungen. Endlich sagte sie: „Der Vater ist das Haupt des Hauses: wenn er es zugeben will — er mag thun was ihm gefällt." Maria's beunruhigende Lage wurde ihm daher angezeigt, und seine Erlaubniß ernstlich nachgesucht, er weigerte sich aber entschieden sie zu ertheilen. Da ersuchte Maria ihre Freundin, selber hin zu gehen, und ihren Vater zu bitten, er möchte doch ungesäumt zu ihr kommen. Fräulein P. ging, und drang in ihn, er möge sein Kind doch unverweilt besuchen, und auf die letzte Bitte vor ihrem Tode (denn dafür müsse man's halten) hören. Sie führte sodann einige Stellen an, welche auf Maria's Seele einen so mächtigen Einfluß geübt hatten, und fügte versichernd hinzu, daß Maria nur durch das Forschen in der Schrift und durch das Gebet um Unterweisung des von David und den Propheten schon angerufenen heiligen Geistes, zu dem festen Glauben gekommen sei, der Messias, welchen ihr Volk täglich erwarte, müsse der von den Propheten, — besonders aber von Jesaja in seinem 53. Capitel — so deutlich verkündigte leidende Jesus von Nazareth sein. Fräulein P. wurde mit mehr Aufmerksamkeit und Nachsicht, als sie hatte erwarten können, angehört.

Als ihr Vater sich ihr genähert hatte, sprach Maria: „Lieber Vater, ich habe eine Bitte, bedenke wohl, es ist die Bitte einer Sterbenden, der letzte

Wunsch, Vater, den ich von Dir zu erbitten haben werde." Mit vieler Freundlichkeit fragte er: „Was ist es, mein Kind?"

Maria: Die Bitte, Vater, daß Du Deine Einwilligung zu meiner Taufe geben wollest.

Vater: Nein, Maria, das kann ich nicht, du bist als Jüdin geboren, und mußt als solche sterben.

Maria: Vater! das ist unmöglich, denn ich bin eine Christin. Ich glaube, daß Jesus der Heiland ist, und daß wir ohne Ihn ewig verloren gehen.

Vater: Maria! Was hast du mit diesen Ansichten zu thun? Du bist als eine Jüdin auferzogen worden!

Maria: Nein, Vater, die Religion, welche wir befolgten, war nicht die der Bibel. Sie reinigte unsre Herzen nicht, aber nun weiß ich, daß wir Gott im Geist und in der Wahrheit verehren müssen; Vater, der Messias ist gekommen! Ihr Alle müßt an Ihn glauben. Ich kenne Ihn. Er ist meine einzige Hoffnung. Vater, es ist meine letzte Bitte, die Bitte Deiner sterbenden Tochter! Ich habe keine Furcht vor dem Tode, denn mein hochgelobter Heiland hat mir Vergebung erworben.

Ihr Vater bat sie nun, doch zu bedenken, daß ihre ganze Familie Juden wären, und daß sie darum auch nicht ihre Religion verlassen müsse. Maria erwiederte: „Nein, ich habe meine Religion nicht verlassen, die armen Juden haben sie verlassen. Wenn sie ihre heiligen Schriften lesen würden, dann würden sie erkennen, daß Jesus ihr Messias ist! — Er errettet von der Sünde! — Er allein hat mich unter allen meinen Leiden selig gemacht. — Er ist für mich gestorben! — Es ist meine letzte Bitte!"

Diese Sätze konnte Maria nur abgebrochen hervorstammeln, und nun lag sie erschöpft da und suchte Luft und Athem. Als sie wieder zu reden im Stande war, erneuerte sie ihre Bitte aufs Flehentlichste. „Aber was wird die Mutter sagen, Maria?" fragte der Vater. „Meine Mutter", antwortete mit den letzten Kräften Maria, „meine Mutter hat gesagt, an Dir sei es zu entscheiden. Ach, Vater, ich bitte Dich, versage es mir nicht!" Der Vater schien bewegt, schwieg einige Minuten und sprach dann: „Maria, wenn ich mich auch dahin bringen ließe, einzuwilligen, so bedenke, daß du dann begraben werden mußt, wo deine Freunde wollen." „Mein Vater", sagte Maria, „das bekümmert mich wenig, wo Ihr diesen armen Leib hinlegt, wenn nur meine Seele bei Jesu ist." So sehr abgeneigt die Großmutter auch war ihre Einwilligung zu geben, so wirkte doch der Leidenszustand, in dem Maria lag, die Anzeichen, welche ihr nahe bevorstehendes Ende befürchten ließen und die aufs höchste gespannte Unruhe, welche aus ihren Zügen sprach, zu mächtig auf sie ein, als daß sie länger der letzten Bitte ihrer geliebten Enkelin hätte widerstehen können. Ja, sie erklärte sogar, ihre Gemüthsruhe würde für immer dahin sein, wenn sie die Theure unter solcher Seelenangst ihre letzte, ihre einzige Bitte, unerfüllt, müsse hinscheiden sehen.

Der Prediger des Kirchspiels, Herr B., wurde gerufen und mit ihm kam ein Geistlicher, der an Marias geistigem Wachsthume bisher sehr Theil genommen hatte.... Niemals wird einer der Anwesenden den Ausdruck unbedingtester Zuversicht und Vertrauens auf den göttlichen Beistand, mit welchem sie ihre Antworten aussprach, vergessen können. Einen besonders tiefen Eindruck machte ihre Antwort auf die vierte Frage, (diese lautet: „Willst du denn auch den heiligen Willen Gottes und seine Gebote getreulich halten, und durch alle Tage deines Lebens in demselben wandeln?") Hierauf antwortete sie langsam und feierlich: „Mit der Hülfe meines Gottes will ich's thun." Wohl keinem der Umstehenden entging der nach oben gerichtete, inbrünstig flehende Blick Marias, mit welchem ihr erblindetes Auge den Gott Jakobs nicht vergeblich gesucht hatte."

Wir müssen jedoch die in dieser Denkschrift enthaltene anziehende Beschrei-

bung von den Wirkungen des Glaubens und der Geduld in der Hoffnung, wie diese in dem Leben dieser lieben Christin an den Tag gekommen, übergehen, und der Schluß-Scene entgegeneilen.

„An dem Morgen vor ihrem Todestage erzählte sie Fräulein P., wie tief sich während der Nacht der Eindruck ihrer Seele bemächtigt habe, sie müsse Jesum noch völliger vor ihren Verwandten bekennen, bevor sie von ihren Leiden erlöst werden könne, und daß sie ihre Aufwärterinnen an ihr Bett gerufen und sie darauf aufmerksam gemacht habe, daß der Herr es wäre, der auch in dieser zweiten Nacht ihre Mutter gesandt, bei ihr zu verweilen, damit sie hören und glauben möchte. Sie habe während ihrer schlaflosen Stunden die Mutter gefragt, ob diese überzeugt sei, daß sie noch völlig bei Sinnen wäre. Worauf sie mit „Ja, meine Liebe", geantwortet habe. Maria fuhr dann fort und sagte: „Der Herr hat mir gesagt, Er wolle mich nicht aus meinen gegenwärtigen Leiden nehmen, bis ich Jesum noch völliger vor Euch Allen bekannt habe." Als sie um Mittag erfuhr, daß ihre Mutter ein wenig ausgeruht habe, drückte sie den Wunsch aus, sowohl sie als ihre Großmutter wieder zu sehen, und vermahnte sie dann mit großer Klarheit und Kraft, den Herrn Jesum zu suchen, indem sie dieselben versicherte, daß in keinem Andern Heil sei, daß Niemand selig werden könne, ohne zu Christo, dem Sühnopfer ihrer Sünden, zu kommen, und wiederholte: „Er ist es, der mir all' den Frieden, sowie den Trost, dessen ich mich erfreue, gegeben hat." Man erwiederte ihr: „Es ist für Alle Buße da." „Ja", war ihre Antwort, „aber sie muß nicht bis zu dem Tode aufgeschoben werden, und ist's eine wahre Buße für die Sünde, so werden wir auch fühlen, daß wir einen Heiland nöthig haben. Es heißt Gottes dargebotene Gnade verachten, wenn man die Buße bis zuletzt aufschiebt; da könnte der Gnadentag vorüber sein, die heilige Schrift sagt: „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." O, Mutter! wenn wir es einsehen, wie nothwendig wir einen Heiland haben, dann können wir uns freuen, daß Gott also die Welt geliebt hat, daß Er seinen Sohn gab, um für uns Alle zu sterben. Unsere Opfer waren nichts als Vorbilder auf Christum; sie waren Schatten der zukünftigen Güter. Christus trug die Sünden Vieler und wurde einmal geopfert; nun bedarf es keines Opfers mehr für die Sünde, weil in Christo für alle Die, welche an Ihn glauben, Vergebung ist. Der Glaube an diesen Heiland ist nun meine Stütze. Meiner Sünden will Er nicht mehr gedenken. Seine Erkenntniß hat mir Frieden gegeben; weil ich Ihn gefunden habe, darum bin ich nun so glücklich." Ihre Mutter erwiederte: „Ja, meine Liebe, wir sind Alle überzeugt, daß du selig wirst." „Aber ich könnte den Himmel nicht erlangen ohne Christum", entgegnete Maria, „nur durch Ihn können unsere Seelen errettet werden." Dann bemühte sie sich, ihr Haupt empor zu richten, und sprach mit großem Nachdruck: „Mutter! wir müssen zu dem Vater gehen durch den Sohn. Er sitzt immerdar zur rechten Hand Gottes und vertritt uns. Jesus hat sich selbst für uns gegeben, auf daß Er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit. Wenn wir nur glauben wollen, daß die heilige Schrift allein den Heilsweg anzeigen kann, dann werden wir in ihr lernen, daß wir um Unterweisung des heiligen Geistes bitten müssen. Er wird Alle lehren, welche Ihn darum bitten, und dann gibt Er uns Gnade um Gnade, und Jesus gibt uns Frieden durch den Tröster, der da ist der heilige Geist. — Er ist es, der mich gelehret hat und der mich unter allen diesen Leiden tröstet und unterstützt. — Wie oft habe ich gesagt: Kein Schmerz ist zu groß! — und nun sind alle diese Schmerzen wie Spreu vor dem Winde. — Sie sind beinahe vorüber. — Aber wenn mehr bestimmt sein sollten, so wird auch Friede und Zuversicht auf eine Weise, die ich nicht beschreiben kann, gegeben werden. — Aber es wird vollkommener Friede sein. — Denn ich kann Ihm vertrauen, der mich so oft aufrecht gehalten hat. — Ich fürchte kein Unglück, denn der Herr ist bei mir." (Ps. 23, 4.)

Obgleich Maria dieses Bekenntniß nur in abgebrochenen Worten ausgesprochen hatte, so war nun doch ihr kleiner Ueberrest von Kraft beinahe erschöpft. Ihre Schwester schlug daher vor, Offenbar. 5 zu lesen; ihr feuriger Geist erlaubte ihr jedoch nicht stillschweigend zuzuhören. Beim 5. Vers erhob sie wieder ihr Haupt und sagte: „Mutter, der Löwe aus dem Geschlecht Juda ist Christus Jesus. Er war vom Stamme Juda, aus der Familie Davids, welche damals in niedrigem Stande war. Und Jesaja weissagte, daß er sein sollte, wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich." Beim 6. Vers sagte sie: „Ja, Jesus war das Lamm, für uns geschlachtet."

Da ihre Großmutter nun genöthigt war, das Zimmer zu verlassen, sagte Marias Schwester: „Maria, vergiß nicht deine Gewohnheit, willst du nicht deiner Großmutter einen Bibelspruch mitgeben?" Die Großmutter äußerte manchen Ausdruck liebender Sorgfalt, worauf Maria erwiederte: „Liebe Großmutter, möge der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, Dein Herz und Deinen Sinn bewahren in der Erkenntniß und Liebe Gottes durch unsern Herrn Jesum Christum." Das inbrünstige „Amen", das Frau *** aussprach, als sie das Zimmer verließ, gewährte Maria sichtbar viele Freude. Es war das letzte Wort, welches sie von den Lippen dieser geliebten Verwandtin hörte, denn eine starke Unpäßlichkeit hinderte dieselbe, an das Lager ihrer sterbenden Enkelin zurückzukehren, die sie von jeher mit solch' unveränderter Liebe umfaßt hatte, daß sie zweimal die Bitte laut werden ließ, man möchte Maria ihrer Sorgfalt und Pflege übergeben.

Nach dieser Anstrengung fiel Maria in einen sanften Schlaf und redete den Tag über nur wenig. Als aber Fräulein P. des Abends in das Zimmer trat, war sie ganz erstaunt über die Kraft, womit Maria eine arme Frau, die sie sehnlichst zu sehen gewünscht hatte, anredete. „Ihr müsset zu Jesu kommen, um selig zu werden! Ihr müsset Eure Sünden zu Ihm bringen, um Vergebung zu erlangen. — Es ist in keinem Andern Heil! — Ihr müßt um den heiligen Geist bitten, Er möge Euch lehren! — Sehet, was er mich gelehret und welch' eine Freude und einen Frieden Er mir in allen meinen Leiden gegeben hat! — Obschon Ihr nur eine arme Frau seid, so trägt der HErr doch so viel Sorge um Eure Seele, wie um die der Königin auf dem Throne. — Es ist kein Ansehn der Person vor Gott. — Für Alle ist nur ein Heilsweg vorhanden. — Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, alle müssen bald vor seinem Richterstuhl erscheinen. — Aber für Alle ist Gnade da, wenn sie dieselbe nur in Christo suchen; wenn sie nur an die Allgenugsamkeit seiner Gnade glauben wollen!" Da Fräulein P. fürchtete, daß solch eifriges Reden ihr Schmerzen verursachen möchte, so unterbrach sie Maria. „Sind Sie es?" rief Maria nun aus, „ich bin froh, daß Sie kommen, ich wünsche Ihnen Etwas mitzutheilen, reden Sie aber zuerst mit der armen Frau S. von Gottes Liebe und Erbarmen gegen Sünder."

Nachdem Fräulein P. diese Bitte erfüllt hatte, kam sie mit ihren Freundinnen überein, der Maria Stillschweigen aufzulegen, da sie nun eine geraume Zeit mit großer Lebhaftigkeit geredet hatte. Es wurde dann beschlossen, ihre Schwester und die Magd sollten während des ersten Theils der Nacht bei ihr bleiben, damit ihre vom Wachen ganz erschöpfte Mutter sich etwas ausruhen könne. Um elf Uhr aber stellten sich solche beunruhigende Krankheitszeichen ein, daß man doch die Mutter herbeizurufen für nöthig hielt. Nach einer Stunde etwa hatte sich Maria so weit erholt, daß sie ihre Schwester bitten konnte, Jesaja 7, 10 — 13 zu lesen, und bald nachher, obschon sie wegen Schwäche oft inne hielt, sagte sie: „Liebe Mutter, diese Worte waren einst ein Stein des Anstoßes für mich. Ich wollte dem ausdrücklichen Worte des Herrn nicht glauben, weil ich es nicht verstehen konnte. Als aber der Herr dem Ahas sagte, er solle sich ein Zeichen vom Herrn, seinem Gotte, fordern, es sei unten in der Hölle, oder droben in der Höhe, war es wahrscheinlich, daß das Zeichen etwas Geringes sein

würde? Nein, sicher sollte es etwas Wunderbares sein. Der gottlose Ahas sagte: „Ich will den Herrn nicht versuchen", aber er wollte nicht gehorchen. Und Jesaja wirft es ihm vor und sagt: „Der Herr wird euch selbst ein Zeichen geben: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel." (Jes. 7, 14.) Mutter, das will sagen: Gott mit uns." Maria bat dann ihre Schwester, Jes. 9, 6 zu lesen: „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seinen Schultern; und er heißt: Wunderbar, Rath, starker Gott, Ewig-Vater, Friedefürst.". Als der Vers gelesen war, sagte Maria erklärend: „Mutter, das ist unser Messias." Mehr vermochte sie jetzt nicht zu reden. Ihre Schwester fragte, ob sie weiter lesen solle? Jesaja 53 wurde ausgewählt, wozu Maria Bemerkungen machte, so oft ihre abnehmende Kraft ihr zu sprechen erlaubte. Am Schlusse des Capitels sagte sie: „Liebe Mutter, dieses Alles ist in Christo erfüllt worden."

Als sie einige Erfrischungen zu sich genommen hatte, worauf sie etwas munterer schien, bat sie, man möchte doch Johannes 20, 29 lesen, und fügte hinzu: „Mutter, in dieser Stelle habe ich großen Trost gefunden: Thomas war ungläubig und wollte nicht glauben, bis er Christum gesehen hätte; Jesus aber sagte zu ihm: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Ueber diese Worte habe ich viel nachgedacht. Ich verlangte darnach selig zu werden, und betete oft sehr ernstlich darum, ich möchte dem Willen Gottes gemäß glauben; und dann, Mutter, wurde ich auch glückselig, denn ich fand, daß Jesus mein Heiland sei."

Obschon ihre Schwäche rasch zunahm, so war Maria doch so vollkommen im Besitze ihrer Geisteskräfte, daß sie bald nach ein Uhr sagte: „Oeffne das Fenster, ich denke, Fräulein P. ist an der Thüre." Da man ihr sagte, wie viel Uhr es sei und sie daran erinnerte, ihre Freundin sei vor drei Uhr nicht zu erwarten, bat Maria ihre Mutter, sie möchte sich niederlegen und versuchen etwas auszuruhen. „Thue das, Mutter", sprach sie bittend, „und wenn ihr Alle ruhig seid, so werde ich auch wohl etwas schlafen können." Frl. P. kam zur festgesetzten Zeit, und da sie die Kranke in einem sehr ruhigen und anscheinend erquickenden Schlafe fand, setzte sie sich und wachte bei ihr bis gegen sechs Uhr. Als sie aber besorgt nachsah, ob sie etwa durch einen eben vorgekommenen ungewöhnlichen Lärm auf der Straße beunruhigt worden, bemerkte sie, daß Marias Stirne so weiß wie Marmor sei. Nicht die leiseste Bewegung konnte man wahrnehmen. Sie athmete schnell, obgleich sanft, ließ noch einen schwachen Seufzer laut werden und der erlöste Geist ging über in die Gegenwart Gottes seines Heilandes."

Es dürfte wohl hier zu bemerken an seinem Platze sein, daß — obwohl aus Rücksicht für die Glieder der Familie Marias, welche der jüdischen Religion noch eifrig zugethan, und leider nicht im Stande sind, die Beweggründe vollkommen zu würdigen, die in Maria den Wunsch rege machten, der christlichen Kirche hinzugethan zu werden, der Familien-Name nicht genannt ist — die Denkschrift durchaus keine Dichtung ist, vielmehr Wahrheiten mittheilt, wie sie sich thatsächlich ganz kürzlich in einer ansehnlichen Stadt Englands zugetragen haben.

Diesen Beispielen der wunderbaren Fügungen Gottes, womit er diese Kinder aus dem Hause Israel den Wahrheiten zuführte, durch welche es ihnen möglich wurde, in Frieden und Freude im Glauben zu leben und zu sterben, fügen wir eine kurze Erzählung zweier Anderer hinzu, denen es noch vergönnt ist, in

dieser Welt durch ein Ihn verherrlichendes Leben Gott zu dienen. Wir entnehmen die Mittheilungen den Berichten, welche sie selbst veröffentlicht haben.

Dr. Fränkel, ein ausgezeichneter Arzt, gibt uns folgende Darlegung hinsichtlich der Umstände, welche ihn zunächst dahin brachten, ernstlich über die Bibel nachzudenken:

„Vor etwa zwölf Jahren war ich beschäftigt, eine Abhandlung über die Krankheiten der Haut auszuarbeiten, und ward dabei durch ein Citat in irgend einer medizinischen Schrift auf die älteste aller Urkunden über solche Krankheiten, nämlich auf das Capitel über den Aussatz im Leviticus aufmerksam gemacht. Seit langer, langer Zeit hatte ich nicht mehr in der Bibel gelesen, und ihr genauerer Inhalt war mir fast ganz fremd geworden, indem ich mich noch aus meiner Kindheit her nur einzelner Hauptzüge des historischen Theiles dieses Buches zu erinnern vermochte.

Das älteste schriftliche Dokument, was das Menschengeschlecht besitzt, lag nun vor meinen Augen offen da, und, ich läugne es nicht, wenn man mich auch für einen Schwärmer oder Schwachkopf halten wollte, eigenthümliche Regungen durchzuckten meine Seele beim Anblick dieses Buches. Die Großthaten, die Leiden, der Jammer, die Schmach meiner Vorfahren schwebten in gespensterhafter, trauriger Erinnerung an meinem Geiste vorüber. Vierzig Jahrhunderte schauten mit mir auf dieses Werk herab. Viertausend Jahre hatte dies Buch durchlebt; allen Ereignissen, allen Stürmen und Angriffen der Zeit und der Welt Trotz geboten und seine furchtbare Herrschaft siegreich zu behaupten gewußt.

Ich durchlas das Capitel im Leviticus, auch das folgende, und fand einen eigenen Contrast in der Sprache des alten Testaments mit der der profanen Schriften. Wie kurz und bündig beschreibt Moses die Krankheit, wie wenig Worte im Vergleich zu der bilderreichen Schreibart der neueren Zeit; wie bestimmt die Anordnung, überhaupt das ganze Verhalten, wie sehr verschieden vom Ton der wissenschaftlichen medizinischen Literatur.

Diese Betrachtungen veranlaßten mich, dann und wann ein Capitel des alten Testaments, wie ich es gerade aufschlug, zu lesen. Meine Gemüthsstimmung ward durch diese Lectüre noch ernster, als sie gewesen, und ich fühlte nicht selten eine Unruhe, über deren Ursache ich mir keine Rechenschaft geben wollte. Das Mährchenhafte der Bibel gestaltete sich meinem Geiste fast bis zur Thatsache; das war nicht mehr die Sprache der Fabel, der Mythe, und hinter diesen Erzählungen ahnete ich eine ernste, furchtbare Wahrheit. Wie ganz anders lauten die Dichtungen und Erzählungen des Morgenlandes! Die vorgefaßte Meinung von Poesie verschwand immer mehr, und nackt und ernst gestaltete sich das Wort der Schrift.

Wenn diese Schilderungen, diese Reihe von Handlungen, Geboten, Gesetzen dennoch Wahrheit enthalten sollten, die nicht allein für die damalige Zeit galten, sondern auch noch in voller Kraft für die jetzige fortwirken und bestehen?

Wie eine drohende Gewitterwolke ragte dieser Gedanke in meinen religiösen Indifferentismus hinein. Wenn nun wirklich der Witz und der Scharfsinn der Bibelgegner sich eben so zur Wahrheit des alten Testaments verhalten sollten, wie die neuere medizinische Literatur zum Capitel im Leviticus? Hat nicht die Bibel von jeher eifrige Anhänger und Verehrer gehabt, welche für die Wahrheit ihres Inhalts Gut und Blut geopfert haben, und welchen Grad von Begeisterung vermochten wohl die Schriften der Gegner derselben hervor zu bringen? Hat die antireligiöse Tendenz jener Literatur auch Märtyrer aufzuzählen, die bereitwillig ihr Leben für die Wahrhaftigkeit des Systems hingeben würden?....

Diese verschiedenartigen Bestürmungen meines Gemüths, dieses Schwanken zwischen Bibel- und Weltglauben erzeugten endlich in mir, als bestes Auskunftsmittel, eine Vorstellung von der Existenz des Fatalismus in allen menschlichen Angelegenheiten, wonach die Weltereignisse sowohl, wie das Schicksal der einzelnen

Staaten und Individuen, von der Einwirkung einer Gewalt, einer Macht abhängig waren, von deren Existenz die Menschen nur Ahnungen haben konnten, und somit die Waltung des Fatums anerkennend, mußte ich mit meiner bürgerlichen Stellung zufrieden sein, ungeachtet sie für mich sehr unbehaglich worden war. Aber welcher Weg konnte aus diesem Labyrinth herausführen? Den Uebertritt zum Christenthum betrachtete ich als eine öffentlich ausgesprochene Lüge, als eine, der Welt gegenüber, thatsächliche Immoralität, und würde mich niemals zu diesem Schritt entschlossen haben, indem ich die Meinung der Welt als einen integrirenden Theil jener Schicksalsmacht betrachtete und ehrte, und auf diese Weise nicht herauszufordern versucht war; zudem war für meine Vernunft die Wahrheit des alten Testaments noch bei weitem nicht klar und erwiesen, um wie viel mehr mußte das neue in das Reich der fabelhaften Erdichtungen zurücksinken, ein Werk, welches mir schon in meiner Kindheit als ein falsches und dem Willen Gottes entgegenstrebendes ist bezeichnet worden, und Erzählungen von Begebenheiten enthalten sollte, die mit dem Verstande im grellsten Widerspruch sich befinden.

Nach den politischen Ereignissen von 1830 wurde auch bei den Juden der Wunsch für endliche Regulirung ihrer bürgerlichen Verhältnisse lautbarer, und die Emanzipationsfrage kam wiederholt in ganz Deutschland zur öffentlichen Besprechung. Ich war zu der Zeit ein eifriger Vertreter und Beförderer dieser Angelegenheit, indem ich mich bemühte, das Prinzip der gleichmäßigen Berechtigung bei gleicher Verpflichtung aller Unterthanen unverdrossen zu vertheidigen, und befand mich in lebhafter Unterhandlung mit der gesetzgebenden Stelle in Betreff dieser Frage, deren baldige Lösung einen sehr wichtigen Einfluß auf die zukünftige bürgerliche Stellung der Juden im Allgemeinen, und insbesondere meiner Kinder, wie ich meinte, hervorbringen mußte.......

In den Vertheidigungsschriften für die Emanzipation der Juden findet man diese Frage der Zeit im Allgemeinen, und für die Stellung der genannten Glaubensparthei insbesondere mit großem Scharfsinn, mit gewandter Sachkenntniß behandelt und das Rechtsverhältniß, die begründeten Ansprüche derselben bis zur Evidenz nachgewiesen; aber dessen ungeachtet blieb diese Angelegenheit unverrückt auf einem Standpunkt stehen und ließ alle Bemühungen von Seiten der christlichen und jüdischen Beförderer derselben, größtentheils erfolglos vorübergehen. Wo lag nun und liegt die Ursache von dieser auffallenden Erfolglosigkeit, zumal in einer Zeit, wo die Regierungen den billigen Wünschen der Unterthanen gern willfahren möchten; in einem Jahrhundert, welches sich vor allen wegen seiner Humanität rühmen will und das Panier der Civilisation zur Schau trägt? Vielleicht im Mosaismus selbst? Enthält dieses Institut etwa Prinzipien, welche mit den Grundsätzen des Staatsrechts nicht harmoniren, oder hat der Judaismus sich im Laufe der Zeiten so weit von der Tendenz des mosaischen Gesetzbuches entfernt, daß jene Abneigung als eine Folge dieser Deviation nothwendig entstehen mußte? Solche Fragen beschäftigten mich damals unaufhörlich, und was war natürlicher, als daß ich die Lösung dieser Zweifel an der Quelle selbst, nämlich in den mosaischen Schriften zu finden hoffte.......

Aber je mehr ich mit dem Moses und den Propheten bekannt ward, um so lebendiger erwachte in mir die Ahnung, welche später zur Gewißheit wurde, daß ich sowohl als die meisten Juden meiner Bekanntschaft einer Religionspartei angehörten, welche nur den Namen und den Nachtheil des mosaischen Instituts kannten, aber gewiß nicht den Geist und den eigentlichen tiefen Sinn des ganzen alten Testaments zu begreifen im Stande waren.......

Es ist betrübend, aber wahr: der Geist der Sinaischen Gesetzgebung ist verschwunden und Moses zum Skelett geworden, und die Anbetung und der Dienst Jehovas löst sich auf in einen flachen, bodenlosen Deismus. Weder der Gott des alten, noch der Gott des neuen Bundes hat eine solche Verfassung geboten, wie wir sie durch die Coryphäen des Judaismus von Jahrhundert zu Jahrhundert

den Unglücklichen angepriesen und als furchtbare Last aufgebürdet sehen; weder für den Gott des alten, noch für den des neuen Bundes kann die Gebetweise zugerichtet sein, welche in der Synagoge oder im Tempel Statt findet.

Die Synagoge hält am Buchstaben fest, und möchte sogar ihre Angehörigen von der Bildung der Zeit entfernt halten, da sie in jeder Neuerung mit Recht eine Schmälerung ihres Interesses voraussieht. Sie stützt sich auf Tradition, auf Cabala und Gemara, und gestattet ihren Zöglingen für alle die Einschränkungen und Erniedrigungen nichts, als den scheuen Blick nach Jerusalem hinzuwenden; aber ohne Trost, ohne Liebe, selbst ohne Wahrheit ertönt der Wunsch: im nächsten Jahre nach Jeruschalajim! .... Wie in der Synagoge der Blick ab von der Emanzipation hingerichtet nach Jerusalem ist, so streben hingegen die Wünsche des Tempels von Palästina ab und blicken auf nach dem ersehnten Ziele der Emanzipation!

So finden wir die Religion des Moses heut zu Tage in einen flachen Deismus umgestaltet, dessen Gott, ein gedachtes Wesen, in der Phantasie des einzelnen Individuums entsteht, existirt und auf diesem schwankenden Throne jedesmal die Gestalt annehmen muß, welche durch Nothwendigkeit und Bedürfnisse hervorgerufen wird.....

Jehova ist auch keineswegs ein Gott des uns bekannten orthodoxen Ritualwesens, denn wann und wo hat Gott Jehova all diesen Unsinn geboten, diese jämmerliche Verfinsterung der hellsten Wahrheit, diese Entwürdigung des heiligsten Gutes der Menschheit? Deshalb treibt der Indifferentismus auch dahin auf den trüben Wellen der Zeit, und ich trieb mit am öden, trostlosen Gestade des Lebens vorbei, um im Meere der eigenen Gehaltlosigkeit zu versanden; deßhalb jagt der Deismus, und ich jagte mit, in der Finsterniß der Selbsttäuschung nach Trugschlüssen und innerer Zerfallenheit; deßhalb schleppt keuchend das orthodoxe Judenthum, und wir schleppten mit, seinen Aberglauben durch die Welt, und hat von den großen Wahrheiten nichts übrig behalten, als blos die Tradition. So ist es durch Palästina, durch die Assyrische und Babylonische Knechtschaft, an die Kreuzzüge, an Inquisition, am Hohngelächter der Völker, an den Gespenstern des Mittelalters und am Hep-Hep-Geschrei der Gassenjungen vorbei gekommen, hat die vierzigjährige Wanderung durch die Wüste auf eine viertausendjährige ausgedehnt, und ist noch immer schlafend in der dürren Wüste. Aber die Feuer- und Wolkensäule zieht nicht mehr mit ihm, und den Moses vertritt nun der Talmudist mit Tephillin und Zizith, mit Koscher und Treffo, und rief mir, und ruft noch das Wehe über die abtrünnigen Kinder Israels, die seinen Worten nicht trauen, oder ihm sogar nicht glauben wollen, daß z. B. die Heiligkeit des Sabbaths nicht gestattet, einen Stein ins Wasser zu werfen, oder eine Blume abzupflücken, oder gar einen Brief zu schreiben, und dergleichen Alfanzereien mehr, wovon auch nicht eine Sylbe im Buche des mosaischen Gesetzes aufzufinden wäre. Jeder Zelote will ein Minister Gottes sein, und möchte gern in den Augen seiner Schafe als Vollstrecker des heiligen Willens Jehovas gelten.... Auf der einen Seite stößt das angstvolle Gemüth auf eine kalte, erstarrte Lieblosigkeit des Deismus, auf der andern verirrt es sich und verschmachtet im unerquicklichen Labyrinth der Menschen-Satzungen, der Entbehrungen, Einschränkungen, des todten Formenwesens und des Aberglaubens.

Ein einziger Schritt wäre hinreichend, um von diesem Zwange, aus diesem elenden Zustand zu befreien: der Uebertritt zum Christenthum. Aber dieser Weg ist für Jeden gesperrt, dem Moses in der Wiege schon zugerufen: „„Du sollst keine fremde Götter haben, denn der Herr unser Gott ist ein einiger Herr."" Wie der Cherub mit dem kreisenden Flammenschwert, steht Moses vor dem Eingang in das christliche Eden und hielt mich und hält Euch gebannt in der starren Befangenheit des Buchstabendienstes."

Jedoch, es gefiel Gott, in Seiner großen Barmherzigkeit, Dr. F. Kraft zu

verleihen, diesen so wichtigen, und in seinen Folgen so entscheidenden „einzigen Schritt" zu thun, und inne zu werden, daß das Gesetz mit all seinen Schrecken in der That ein Zuchtmeister auf Christum ist.

„Das Christenthum war mir bis dahin nur äußerst oberflächlich bekannt und ich befand mich in dem Falle, worin Tausende sich befinden, indem das Christenthum und die Christenheit mir identische Begriffe waren. Das ganze Institut hielt ich für eine, dem damaligen Zeitbedürfnisse des Volkes angemessene Neuerung, für eine aus dem Mosaismus hervorgegangene Reform, welche im Laufe der Zeit unter der Mitwirkung von glücklichen Ereignissen, ihre jetzige Gestalt angenommen und zu behaupten verstanden hat. Deßhalb betrachtete ich auch den Stifter dieser Religion als einen Reformator, der, wie mancher seiner Vorgänger und Nachfolger, mit seinem Leben die beabsichtigte Befreiung seiner unterdrückten Glaubensgenossen vom Fanatismus der Priester-Kaste und vom Drucke der römischen Gewaltherrschaft büßen mußte. Edel oder nicht, seine Absicht war gut, aber sein Ende das eines unglücklichen Liberators. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, galt mir das Christenthum als eine Licht-Erscheinung, welche die hellste Phase in der Culturgeschichte eingenommen und behauptet hatte, und der wir unsere Bildung und wissenschaftliche Stellung zu verdanken haben. Deßhalb hielt ich auch das Loos eines jeden Menschen, der im Schooße dieser Religion geboren und in den Lehren derselben erzogen ist, für ein sehr glückliches, im Vergleich zum verkümmerten Dasein des Juden, obgleich ich mich mit der christlichen Gottesverehrung nicht befreunden mochte und konnte. Wer einen Reformator, einen Menschen anbetet, ohne von seiner göttlichen Sendung und von seiner Gottheit selbst überzeugt zu sein, den mußte ich natürlich für einen Heuchler oder für einen Thoren halten, der in seiner religiösen Entwickelung nicht höher gelangt ist, als bis zur Stufe des Götzendienstes, indem die Anbetung und Verehrung doch wohl nur Gott allein gebührt, und in diesem Sinne das Christenthum keinesfalls den Vergleich mit dem Judenthume aushalten konnte, welches weder die Patriarchen noch Moses, noch irgend einen Propheten anbetet, sondern seine Gebete dem Schöpfer der Welt, dem allmächtigen Jehova, einzig und allein zuzuwenden wähnt.

Das neue Testament war mir nur aus den antibiblischen Schriften bekannt, welche mit großem Aufwand von historischen Thatsachen und mit pikantem Scharfsinne die Heiligkeit der beiden Testamente zu entheiligen streben. .... In meinem acht und dreißigsten Jahre fing ich an, das neue Testament zu lesen. Mit ruhiger, männlicher Besonnenheit betrat ich nun ein Gebiet, welches mir bis dahin nur durch gegnerische Schriften bekannt gewesen. Ich näherte mich nun in selbständiger Anschauung dem großen Ereignisse, welches der Welt eine andere Gestalt gegeben, wofür so viel Blut geflossen, was die Schmach, die Thränen, den Jammer meiner Voreltern in so reichem Maße hervorgerufen!

Die ganze äußere Verfassung der Christenheit, die Sitten, Gebräuche, die Kirche und die Stellung gegen das Judenthum, insbesondere aber die Erinnerung aus der Zeit meines ersten Unterrichts, hatten in mir die Meinung erweckt und unterhalten, daß diese Religion zur Unterdrückung der mosaischen entstanden sei, und ich hielt die nothwendige Reaction des Judaismus auch für die Ursache seines Fortbestandes; somit betrachtete ich, ehe ich mit der Bibel genauer bekannt war, den Druck, die Verhöhnung, die Belästigung, welche das Judenthum zu allen Zeiten in seiner negativen Opposition gegen die Christenheit von dieser ertragen mußte, als die Factoren seines Bestandes und seiner fortdauernden Existenz inmitten der feindseligsten Elemente. Wie sehr auffallend mußte mir deshalb, bei der Durchlesung des neuen Testamentes, vor allen Dingen schon dessen stetes Berufen auf die Schriften des alten Testamentes vorkommen, und meine Ansichten von dieser neuen Lehre rectificiren; denn statt der vorausgesetzten feindlichen Tendenz des Neuen wider das Alte, fand ich vielmehr aus diesem ganze Stellen als

das untrügliche Wort Gottes im Evangelium wiederholt, und, was mir äußerst merkwürdig erschien, ich fand sogar das Schema Israel, als das vornehmste von allen Geboten, auch hier, und zwar von Jesus selbst proklamirt: „„Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr."" (Marc. 12, 29.) Auch Moses hatte mit denselben Worten den einigen Gott dem Volke verkündigt, und eben auf diesen Moses verweist wieder Jesus, anstatt ihn verdrängen zu wollen, indem er den Juden sagt: „„Es ist Einer, der euch verklagt, der Moses, auf welchen ihr hoffet. Wenn ihr Mosi glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben. Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget. So ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?"" (Ev. Joh. 5.)

Noch sechs Jahre habe ich eifrig gesucht und geforscht in der Schrift nach diesem Zeugnisse; noch sechs lange Jahre hatte meine Vernunft einen schweren Kampf gekämpft mit Moses und den Propheten, mit den Evangelisten und den Aposteln; sechs lange Jahre hindurch grübelte ich über öffentliche Meinung, Moral, Familie, historische Wahrheit, und war oft im Geiste an den Gräbern meiner Vorfahren, die im Märtyrthum des Glaubens ergraut, fest am Judenthum gehalten, und aus ihren öden Grüften heraus mich durch den Mund der Lebenden einen Treulosen, einen Abtrünnigen schelten ließen. Meine Seele war der Erschlaffung nahe, da erwachte das Bedürfniß des Gebetes in meinem innersten Leben. Wie lange hatte ich nicht mehr herzlich, aufrichtig gebetet; wie höchst selten überhaupt vermag der Mensch mit Inbrunst zu beten! Alsdann aber erhebt sich die Seele mit kindlicher Hinneigung zu Gott, und ahnet und fühlt die Nähe des Allgegenwärtigen in vollkommener, seliger Abgeschiedenheit von der ganzen Außenwelt. O! süße Erinnerung an jene Stunden der Seligkeit, wo der Geist mir gewährte, solche Gebete zu verrichten; o! süßer, willkommener Tod, in einem solchen Momente der höchsten geistigen Aufrichtung. Der Mondschein der Tradition verschwand und verwischte immer mehr und mehr vor meinem forschenden Auge, und die Umrisse der dunkeln Bilder traten heller und wahrnehmbarer für meine Erkenntniß hervor und nahmen Gestalt und Leben an. Ueberall reiche Fülle des lebendigen Geistes! Das war nicht mehr die dichterische Sprache der Menschenkinder, das ist das Wort des offenbaren und geoffenbarten Gottes! Heller Sonnenschein durchstrahlte das Heiligthum der Schrift, und der Herr hat den Mühseligen und Beladenen gelabt und erquickt. Ich war im Geiste zu Pniel und meine Seele ist genesen."

Dr. Capadose ist den dringenden Bitten seiner Freunde nachgekommen und hat ihnen eine schriftliche Darstellung davon gegeben, auf welche Weise es dem Gott aller Gnade gefallen hat, ihn zu Seiner Erkenntniß zu berufen. Indem er seiner anfänglichen Forschung nach der Wahrheit der christlichen Religion, welche er bisher ganz und gar verworfen hatte, Erwähnung thut, sagt er:

„Als ich eines Tages meinen vertrauten Freund, der seit Kurzem verheirathet war, besuchte, traf ich ihn, wie er eben einen Brief von dem berühmten Professor empfangen hatte, mit dem er eine literarische Correspondenz unterhielt. — „Soll ich Dir", sagte er zu mir, „seinen Brief vorlesen, und die wunderschönen Verse, die er an mich richtet?" — „Thue es", antwortete ich ihm. — Es waren in der That erhabene Verse, worin er mit einer geweihten Kraft die herrlichen Hoffnungen Israels schilderte; sie schlossen mit dem Zurufe:

„Sei Christ, o theurer Freund, so end' ich froh den Lauf."

Bei diesen halblaut gesprochenen Worten regte sich in mir ein lebhafter Unwille; es schien mir, daß mein Freund nicht ernstlich genug Anstoß daran nähme.

Nimm dich in Acht, sagte ich zu ihm, man hat einen Plan geschmiedet, uns zu verführen. — Damit ging ich, kurz abbrechend, fort; den ganzen Tag über blieb ich jedoch in Nachdenken versenkt, und verlor mich ganz in Betrachtungen. Ich konnte nicht begreifen, wie ein Mann von so gründlicher Wissenschaft an Christum glauben könne, und wie er, der jahrelang in so nahen Beziehungen zu uns gestanden hatte, ohne mit uns je vom Christenthume zu reden, ja, der so viel Ehrfurcht vor dem alten Testamente zu haben schien, sich es auf einmal beikommen ließ, einen solchen Ton gegen meinen Freund anzustimmen. Mein von Natur mißtrauisches Herz sah darin nichts Anders, als eine geschickt angelegte Verführung, und die Vorstellung, daß mein Freund nicht gänzlich mein empörtes Gefühl theile, kränkte mich empfindlich.

Von diesem Tage an machte ich es mir zur Beschäftigung, die heilige Schrift näher zu prüfen. Auch mein Freund ließ es daran nicht fehlen, und so oft wir seitdem zur Erholung miteinander ausgingen, bezogen sich unsere Unterredungen auf solche biblische Stellen, welche vor anderen unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Der Anfang ward mit dem Evangelium St. Matthäi gemacht, und hier fiel es mir gleich beim Eingang als sehr bemerkenswerth auf, daß dieser Evanglist, weit entfernt, das Ansehen des alten Testaments umzustoßen, sich im Gegentheil darauf, als auf seine Grundlage, stützte, und es auf nichts Anders abgesehen hatte, als die Einheit der beiden Testamente durch die Erfüllung der Prophezeihungen anschaulich zu machen.

So gingen mehrere Monate hin. Der Eifer, unsere Forschungen fortzusetzen, wuchs, je mehr Anziehendes sie uns täglich boten; wir beschlossen daher, das auszuführen, was wir einige Jahre früher, aber aus einem ganz andern Beweggrunde und in ganz verschiedener Seelenstimmung, versucht hatten. Wir vereinigten uns nämlich, so oft wie möglich, um mit einander zu lesen, und uns gegenseitig unsere Zweifel und unsere Gedanken mitzutheilen. Zu diesem Zwecke hielten wir unsere stillen Zusammenkünfte in einem entlegenen Gemache des väterlichen Hauses, und nicht ohne tiefe Bewegung, nicht ohne Gottes Güte und Weisheit in seinen Führungen anbetend zu erkennen, gedenke ich jener glücklichen Augenblicke, jener süßen und gesegneten Stunden, die wir miteinander, als in der Gegenwart des Gottes unserer Väter, zugebracht haben.

Je mehr wir vorrückten, desto eifriger wurden wir, desto stärker fühlten wir uns angezogen. Meiner, durch unfruchtbare Untersuchungen ermüdeten, Denkkraft war ein neues, weites Feld aufgethan, welches sie mit jener Hingebung, mit jenem unwiderstehlichen Drange erforschte, worin ich später die wirkende Liebe des himmlischen Vaters erkannte, wie Er damit die Seelen, die Er begnadigen will, zu seinem lieben Sohne hinzieht. Dies war mir eine thatsächliche Erfahrung, ehe ich noch etwas von vorlaufender Gnade und von Erwählung hatte reden hören. Die Betrachtung des Wortes Gottes wurde endlich das dringendste Bedürfniß meines Herzens. Es war mir nicht genug, die Wahrheit zu kennen; ich mußte sie auch besitzen, und meine Seele mit ihr nähren. — Obgleich ich noch nicht recht zu unterscheiden wußte, was in mir vorging, so erinnere ich mich doch, Augenblicke der Entzückung gehabt zu haben, indem ich auf meinem Gange sichtbare Zeichen des göttlichen Beistandes und Schutzes zu erblicken glaubte.

So waren wir einmal beieinander, mein Freund und ich, und beschäftigten uns mit unsern gewohnten Forschungen, als mein Bruder uns überraschte. Er bemerkte auf dem Tische neben der aufgeschlagenen Bibel ein spanisches Buch, das einzige, von Menschen herrührende Werk, welches wir neben der Bibel lasen. Er öffnete das Buch und las den Titel, welcher lautete: Vertheidigung des christlichen Glaubens, von Prof. Heydeck. — Sein Blick fiel jedoch nur auf die ersten Worte: Vertheidigung des . . . Glaubens *). — „Was macht ihr

*) Der Titel lautet nämlich im Französischen, und in dieser Sprache gibt ihn der Verfasser, Défense de la foi chrétienne. Anm. des Herausg.

alle Tage beisammen?“ sagte er zu uns, indem er das Buch wieder hinlegte; „wollt ihr Rabbiner werden?“ — Darauf fing er von etwas Anderm zu sprechen an und ging fort. Wir sahen hierin eine Bewahrung von Gott; denn hätte mein Bruder den Titel ganz gelesen, so waren wir entdeckt; wenigstens wäre doch ein Verdacht bei unsern Familien rege geworden.

Ein anderesmal befand ich mich in der Bibliothek meines Oheims, und stets begierig, auf Etwas zu stoßen, was mit dem Gegenstande meines nie ruhenden Nachsinnens in Beziehung stände, durchlief ich mit den Augen ungeduldig die ganze Masse Bücher, um eines zu finden, das vom Christenthume handelte. Endlich entdeckte ich einen großen Folio-Band mit dem Titel: Justini philosophi et martyris opera (Werke von Justinus, dem Philosophen und Märtyrer). — Ob zwar dieser Schriftsteller mir damals völlig unbekannt war, so ließ doch die Benennung: Märtyrer, mich hoffen, daß das, was ich darin finden würde, wohl das Christenthum beträfe. Ich machte das Buch auf, und die erste Abhandlung, auf welche meine Augen fielen, war das Gespräch mit Tryphon dem Juden. Ich las sie mit Begierde, und fand darin eine gedrängte Darstellung der messianischen Weissagungen, welche für mich sehr belehrend war. — Dies war wieder recht sichtbar eine Fügung der Vorsehung, und meine Seele wurde davon innig ergriffen. — Einmal las ich in der Nacht den Propheten Jesaias. Als ich darin an das 53. Capitel gekommen war, machte dieses einen sehr lebendigen Eindruck auf mich. Ich sah mit einer solchen Klarheit, und Zug für Zug, was ich in dem Evangelium von dem Leiden Christi gelesen hatte, daß ich wirklich glaubte, man hätte eine andere Bibel an die Stelle der meinigen gelegt. Ich konnte mich kaum überzeugen, daß dieses 53. Capitel, welches man mit Fug und Recht ein kurzgefaßtes Evangelium nennen kann, sich im alten Testamente fände. Unmöglich kann ein Israelit, nachdem er solches gelesen, noch zweifeln, daß Christus der verheißene Messias war. — Woher entstand ein so starker Eindruck? Ich hatte doch oft dieses nämliche Capitel gelesen; diesmal aber las ich es in dem Lichte des Geistes Gottes. Von diesem Augenblicke an erkannte ich völlig in Christo den wahren Messias, und unsere Betrachtungen über das Wort Gottes nahmen einen ganz neuen Charakter an. Es war gleichsam der Anbruch, die Morgenröthe eines herrlichen Tages für unsere Seelen; das Licht verbreitete seine belebenden Strahlen immer weiter hin, erleuchtete unsern Geist, erwärmte unsere Herzen, und gab mir schon damals einen unaussprechlichen Trost. Ich fing an, das Warum so vieler Räthsel des Lebens zu durchblicken, welche meinen Geist in Anspruch genommen, aber eher abspannend und verstimmend, als beruhigend und belehrend auf ihn gewirkt hatten. Alles schien wieder Leben um mich her zu gewinnen; der Zweck meines Daseins, und was mich daran fesselte, war etwas ganz Anderes geworden.

Es waren glückliche Tege, gesegnet durch die empfundene Gegenwart des Herrn und Meisters; sie werden mir unvergeßlich bleiben! Lese ich den Gang der beiden Jünger nach Emmaus, so pflegen mir jene Tage, die ich mit meinem Freunde verlebte, jene gemeinschaftlichen Wanderungen wieder lebhafter vor die Seele zu treten. Wie Jene, können wir sagen: „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift auslegte?“ “

Wie das aber so oft der Fall ist, Dr. Capadose hatte schmerzlichen Widerstand und heftige Verfolgung auszustehen. Sein Onkel, der stets äußerst gütig gegen ihn gewesen war, sowohl wie sein Vater und seine Mutter, begriffen seine Beweggründe nicht, und waren mit seinem Verfahren nicht ausgesöhnt. Von der Behandlung redend, die er von ihnen erfuhr, sagt er:

„Mein Oheim hatte die Gewohnheit, sich nach Tische die öffentlichen Blätter geben zu lassen, und sie laut zu lesen. Als ich eines Tages wie gewöhnlich ihm gegenüber saß, in einem Zustande unsäglicher Niedergeschlagenheit, hörte ich ihn eine Nachricht aus Hamburg folgenden Inhalts lesen: „Wir sind so eben Zeugen

eines recht anziehenden Vorgangs gewesen: ein Rabbiner hat seinen Glaubensgenossen in der Synagoge angekündigt, daß eine aufmerksame Untersuchung der prophetischen Aussprüche ihm die innige Ueberzeugung gegeben hätte, daß der wahre Messias gekommen sei, und nachdem er sein christliches Glaubensbekenntniß abgelegt hat, ist er dieser Tage in unserer Stadt getauft. und als Prediger der evangelischen Kirche aufgenommen worden." Hieran schloß mein Oheim die in meiner Lage so merkwürdige Aeußerung: „Du weißt, wie ich über dergleichen denke: hat der Mann diesen Schritt aus irgend einem selbstsüchtigen Beweggrund gethan, so ist er verächtlich; ist er aber von ihm aus Ueberzeugung geschehen, so bleibt er achtungswerth." Ihr mitfühlenden christlichen Seelen, nein, ich will nicht versuchen, euch zu beschreiben, was in mir Alles in diesem feierlichen Augenblicke vorging! Ich fühlte den Fußboden unter meinen Füßen zittern, und im Uebermaß meiner Freude sprang ich dem ehrwürdigen Greise an den Hals, indem ich ausrief: „Ja, Onkel, Gott ist es, der Ihnen diese Gesinnung eingibt; erfahren Sie denn, daß der, den Sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters lieben, und der sich Ihren Sohn nennen darf, in dem nämlichen Falle ist, wie dieser Rabbiner." Ich hatte diese Worte mit einem Ton der Stimme und mit einer solchen Aufregung gesprochen, daß mein armer Onkel, bestürzt und erschrocken, glaubte, ich hätte den Kopf verloren. Er ließ mich auf seinem Kanapee niedersitzen, und nachdem er einige Augenblicke hinausgegangen war, um mich zu mir selbst kommen zu lassen, kam er wieder herein, und sprach von etwas Anderm. Aber meine Seele war zu sehr ergriffen, und zu sehr bewegt, um auf das, was er mir sagte, zu achten. Ich unterredete mich, ohne etwas zu sagen, mit Gott meinem Erretter, denn bei dieser Gelegenheit hatte ich ihn mir so nahe gefühlt, daß ich ihn, so zu sagen, mit der Hand berührt hatte. Es war die Gegenwart des Adonai's meiner Väter, die mich aufrecht gehalten hatte, und die, von diesem Tage an, meine Seele einen Trost empfinden ließ, den sie noch nie erfahren, eine Freude und eine Stärke, die sie nicht gekannt hatte.

Unterdessen sah ich wohl, daß mein Oheim, obgleich durch diesen Auftritt beunruhigt, meinen Worten nicht die Wichtigkeit beigelegt hatte, welche sie verdienten. Ich beschloß also, nachdem ich mich in meinem Gotte gestärkt hatte, ihm andern Tages meine Erklärung zu erneuern. Wir waren, wie gewöhnlich, allein bei Tische; meinem Oheim schien die Sache ein wenig im Kopfe herumzugehen; aber er war doch recht freundlich gegen mich. Nach dem Essen nahm ich das Wort, diesmal aber mit Ruhe und Festigkeit, und sagte zu ihm, ich sähe leider, daß meine Erklärung vom vorhergehenden Tage nicht recht verstanden worden wäre, wodurch ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, sie ihm vor dem Angesichte Gottes zu wiederholen, und ich hegte die Hoffnung, daß er selbst einst die Wahrheit erkennen würde. — Er vermochte es nun nicht mehr, sich die Sache auszureden, es erfolgte ein herzzerreißender Auftritt; er schlug sich auf die Brust, verfluchte seine Tage, und rief in der Bitterkeit seiner Seele aus, daß ich seine grauen Haare mit Kummer in die Grube brächte. Diese Vorwürfe gingen mir durch's Herz; aber der Herr stärkte und tröstete mich, er schenkte mir die Gnade, dem theuren und ehrwürdigen Greise Zeichen der Liebe und Zärtlichkeit zu geben, die ihn etwas beruhigten. — Eines Tages aber, als sich mein unglücklicher Oheim gerade allein mit mir befand, schien er es besonders darauf anzulegen, mich durch bittere und stechende Spöttereien zu betrüben: ich schwieg. Kühn gemacht, oder gereizt durch mein Schweigen, wagte er eine Lästerung gegen Den auszustoßen, welcher der Gegenstand meiner Anbetung und eine überschwängliche Quelle des Trostes für meine Seele geworden war. Jetzt war der Augenblick da, zu reden. Ich stehe auf und sage, vor ihn hintretend, zu ihm: „Halten Sie ein! Bisher war meine Person allein das Ziel Ihres bittern Spottes, Ihrer beleidigenden Ausfälle, und Gott hat es mir verliehen, sie stillschweigend zu ertragen; nun aber fangen Sie an, Den zu lästern, welchen Sie

nicht kennen; mäßigen Sie sich; sonst, ich erkläre es Ihnen vor Gott, der mich hört, verlasse ich Sie augenblicklich, wiewohl ich nichts auf der Welt besitze, und erscheine nicht wieder in Ihrem Hause." Ich war entschlossen, Wort zu halten. Der feste und ungewohnte Ton, mit welchem ich diese Worte sprach, — denn ich darf wohl sagen, daß Gottes Geist mich antrieb, so zu reden, — verfehlte nicht seine Wirkung. Durch was für Prüfungen und Trübsale ich auch seitdem noch gehen mußte, niemals wieder hat der Mund dieses unglücklichen Greises in meiner Gegenwart sich geöffnet, den Namen Christi zu lästern... Preiset Gott mit mir, Alle, die ihr dieses leset; denn er ist es, der bei diesem Anlasse seine Treue gegen eines seiner armen Kinder recht an den Tag brachte.

Meine Familie konnte sich indessen nicht darüber trösten, daß ich in meinem Entschlusse beharrte, ungeachtet alles dessen, was versucht worden war, mich davon abzubringen, und man verfuhr gegen mich mit steigender Härte. Es war dies die Zeit der herbsten Prüfungen für meine Seele. Selten traf ich, es mochte in dem Hause meines Oheims oder bei meinen Eltern sein, einen der Meinigen, ohne daß ich empfindliche Kränkungen von ihnen zu ertragen gehabt hätte. Eines Tages, es war in dem väterlichen Hause, faßte mein Vater, dessen heftige Gemüthsart schon oft gegen mich ausgebrochen war, mich beim Arm, und führte mich in das Zimmer meiner armen Mutter, welche vor Kummer krank geworden war. Ich sehe sie noch, wie sie, in die größte Traurigkeit versunken, in einer Ecke saß; sie war wie vom Schmerze zu Boden gedrückt. „Da siehe", sagte er zu mir, „das ist dein Werk; du bist der Mörder deiner Mutter!" — Man denke sich, was ich in dieser Lage empfinden mußte; nie war ich noch so ergriffen gewesen, und ich muß bekennen: was Verfolgungen nie vermochten, das hätten die Thränen und der schreckliche Leidenszustand, worin ich meine arme Mutter sah, bewirken können. Ich fühlte meinen Glauben erschüttert und erkannte, daß die Flucht das sicherste Mittel für mich sei; ich hatte einen Augenblick fürchterlichen Kampfes; endlich stürzte ich aus dem Zimmer und floh, als fürchtete ich mich vor mir selbst, aus dem väterlichen Hause. Ich rannte durch die Straße, ohne zu wissen, wohin, und meine Schritte richteten sich nach dem Stadtthore hin. Wer weiß, wie sich dieser Tag für mich geendigt hätte, wäre ich nicht von dem Arme des Herrn gehalten worden. Kaum hatte ich den Fuß auf die Brücke gesetzt, als ein glänzender Regenbogen sich vor meinen thränenfeuchten Augen wölbte, und meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Zeichen der göttlichen Verheißung erfassend, sagte ich zu mir: „Siehe da, der Gott des ewigen Bundes!" Und im nämlichen Augenblicke war alle meine Bangigkeit gestillt; mein Glaube erstarkte und der Geist Gottes goß lindernden Balsam auf die Wunden meines Herzens. Körperlich schwach, aber innerlich mächtig gehoben, nahm ich meinen Weg zurück, und trat, ruhig und ergeben, wieder in das väterliche Haus. Christus hatte zu dem stürmischen Meere gesagt: „Schweige!" und alsbald war es ganz stille geworden."

Nachdem Dr. Capadose sich hinlänglich vertraut gemacht hatte mit der Wichtigkeit des Schrittes, welchen er zu thun im Begriff stand, wurde er durch die Taufe als Glied der christlichen Kirche aufgenommen, und hier bemerkt Dr. C.:

„Da knieten wir nieder vor dem Gott unserer Väter, der da ist der wahre Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, da hatten wir die unaussprechliche Freude, wir unwürdigen und elenden Sünder, auf unsere Stirne das Zeichen und Siegel des Gnadenbundes zu empfangen, und in der Mitte der christlichen Kirche den gepriesenen Namen des großen Gottes und Heilandes zu bekennen, der gekommen war, uns zu suchen, als wir verloren waren. Gelobt sei Gott!"

Wir lassen hier den Bericht folgen, welchen Dr. C. von dem Tode seines Bruders, der noch am Ende seiner irdischen Pilgerfahrt seinen Glauben an Christum bekannte, gibt:

„Bald kam ein nervöses Fieber zum Ausbruch, von einer Fühllosigkeit und einem Lebensüberdrusse begleitet, die höchst beunruhigend wurden. Sobald ich nur

meine Kranken besucht hatte, stand ich bei seinem Kopfkissen, und des Nachts wachte ich an seiner Seite. — Am dritten Tage fragte er mich: „Sind wir allein? ist die Mutter nicht mehr da?... Nun, so höre... ich werde sterben.“ Vor Schmerz fast sprachlos, hatte ich doch noch so viel Kraft, ihm ein paar Worte zu sagen, um ihn auf den Zustand seiner Seele hinzuweisen. Er wollte schon keine Arzeneimittel mehr nehmen, allein auf mein Bemerken, daß es doch eine recht große Undankbarkeit gegen Gott sei, die Heilmittel, welche seine Güte uns an die Hand gibt, zu vernachlässigen, antwortete er: „Das ist wahr, ich will beten, daß er diese strafbare Gleichgültigkeit von mir nehme.“ — Ich will beten, diese aus dem Munde meines Bruders gekommenen Worte gewährten mir Freude mitten in meinem Schmerze. Er hob in der That an, mit halblauter Stimme zu beten, und ich hörte unter Anderem, daß er vom Herrn erflehte, fortan zu seinem Ruhme zu leben, wenn er diese Krankheit überstehen werde. Unterdessen machte das Uebel reißende Fortschritte, und die Leiden wurden schrecklich. Da rief er von freien Stücken aus: „O Mutter! du hast bisher so wenig als ich an das Dasein eines Teufels geglaubt; aber nun empfinde ich seine feurigen Pfeile, sie durchbohren mir das Herz.“ Bei diesen Worten beugte ich mich über das geliebte Haupt: „Ich beschwöre dich“, sprach ich zu ihm, „bete zu Gott im Namen Jesu Christi. Er allein hat den Satan überwunden, er kann und will uns von ihm erlösen.“ — Er brachte mehrere Stunden wie halb in Schlaf versunken zu; aber am Morgen des sechsten Tages seiner Krankheit faßte er mich bei der Hand und sagte: „Bruder, es ist keine Hoffnung mehr für einen so großen Sünder.“ — Dies war der Augenblick, ihm alle Schätze der Gnadenbotschaft zu öffnen. „Fühlst du dich wirklich als einen solchen“, entgegnete ich mit Zuversicht, „so glaube an Jesum Christum, und deine Seele ist gerettet.“ — Er antwortete mir nicht ein Wort; die marternden Schmerzen, welche er von Zeit zu Zeit empfand, benahmen ihm die Sprache. Bald bemerkte ich, daß seine Gedanken stark von etwas eingenommen waren, und daß seine Augen sich beständig auf einen Punkt hinwendeten. „Bruder“, rief er, „ich sehe vor mir zwei Wege: auf dem einen erblicke ich Leichname und schwarzgekleidete Männer, auf dem andern aber Menschen in langen weißen Kleidern, und“, fügte er mit freudigem Ausdrucke hinzu, „ich sehe unsern lieben Vater unter diesen.“ (Offenb. Joh. 7, 13.) Mein Bruder hatte, so viel mir bekannt, nie die Apokalypse gelesen.

Endlich waren alle Kennzeichen eines nahen Endes — gänzliche Krafterlähmung, krampfhaftes Zusammensinken — vorhanden; er lag mehrere Stunden am Morgen mit halbgeöffneten Augen da, ohne ein einziges Wort hervorzubringen. Ein tiefes Schweigen herrschte im Hause; meine arme Mutter war in einem oberen Zimmer mit meiner Schwester und einem Freunde meines Bruders; Alles war still. Ich verließ einen Augenblick dieses Schmerzenslager, um in einem benachbarten Zimmer einen Trank für den, an dem mein Herz hing, zu bereiten; als ich plötzlich einen verworrenen und durchdringenden Lärm hörte, welcher aus dem Zimmer des Kranken kam... Ich stürze herbei und sehe meinen Bruder, mit Todesblässe auf den Lippen, halbaufsitzend in seinem Bette, wie er mit zitternder Hand den geöffneten Vorhang hielt. Er sprach zu mir mit starker Stimme, aber mit einem ganz besondern Tone: „Rufe meine Mutter, rufe meine Schwester, ich sterbe, aber ich glaube an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, ich glaube an Jesum Christum, meinen Heiland; Er ist der Herr, der König der Könige, Alle müssen zu Ihm kommen; Europa, Asien, Afrika und Amerika gehören Ihm; Er muß herrschen auf der ganzen Erde; man verkündige in der Synagoge, daß ich in Seinem Namen gestorben bin.“

Wir erwarten vertrauensvoll, daß diese Beispiele genügen werden, zu beweisen, daß Glauben in Israel vorhanden ist. Obwohl Viele das Zeugniß von Jesu verwerfen mögen, — wir erblicken in dem heiligen Leben und dem seligen Sterben, in der Geduld und Ausdauer Anderer, ein hinlängliches Zeugniß dafür, daß das Evangelium von Jesu eine Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben, beide Juden und Nichtjuden; und wir hoffen, daß die, welche diese Seiten lesen, sich bewogen fühlen werden, mit denen, von welchen wir geredet haben, auszurufen: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob. Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."



C. Naumann's Druckerei in Frankfurt a. M.



